

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 12. Monatlich vier Nummern. Berlin, 23. März 1896. Vierteljährlich 2½ Mark. 42. Jahrg.

Der Geist ist willig.

Novelle von Meta Schoepp.

(Schluß aus Nr. 10, S. 111.)

Nachdruck verboten.

Die Glocken läuteten die Gemeinde zur Kirche; Grete hingte sich an Herberts Arm. Alle, alle mußten sehen, wie er ihr gehörte; an Kirchtagen war sie stolz auf ihn. Sie plauderte mit Kamilla von Missionsfesten und Kirchengesang und wie es in Mengendorf sei, und daß die Gutscherrschaft freundliche Beziehungen zum Pfarrhause unterhalte, und Herbert zwang sich zu heiterem Lächeln, und Kamilla — Kamilla lächelte spöttisch.

Neben Gretens hatte sie ihren Platz in dem alten, hohen Kirchstuhl. Und dorthin richteten sich aller Blicke. Alle wollten die schöne, fremde Dame sehen, die zu Besuch bei „Pastors“ war. Und sie amüsierte sich über die neugierigen Gesichter, in denen eben nichts geschrieben stand als die Neugierde, und hörte dem falschen Orgelspiel zu mit den fürchterlichen Trillern und sah den Mund bei fast allen in ängstlicher Weite weit sich öffnen zum Gesang. Wie Kobolde erschienen ihr die Chorhinder mit ihren zu starrer Höhe gebürsteten Haaren, die von duftendem Fett erglänzten. Und laien Grauen zog in ihr Herz, als sich hinter ihr eine Bassstimme erhob, die unvermittelt in den übrigen Gesang einfiel, so falsch und so laut, daß ein großer Teil der Andächtigen an des Küsters Spiel zweifelte. Und als sich dieses seinem Ende näherte, bemerkte sie ein Bäuerlein, das sich ihr gegenüber ein Plätzchen ausgesucht, wo es sich von seinem weiten Marsch über Land ungestört ausruhen konnte, und gerade über ihm balancierte des dicken Bäckers mächtiger Cylinderhut. Jeden Augenblick mußte er von seinem Platz auf dem Pfeiler herunterfallen, und in der Angst vor diesem Ereignis überhörte Kamilla, was von der Kanzel herab gesprochen ward. Sie meinte schon das Geräusch des Galens zu hören — den Schrei des Schlafers ...

„Amen,“ sagte der Prediger, und wie erlöst sah sie zu ihm auf. Und sah, daß sein Blick und auf sie gerichtet war; so dankbar, so glücklich — und tiefe Rote überzog ihr Antlitz. Wie eine Lügnerin kam sie sich vor.

Und nun sang sie mit den übrigen, obgleich jeder Ton ihr weh that, und Grete drückte ihr die Hand und sagte: „Er hat heute wunderschön gepredigt, nicht wahr?“ Und die Glocken läuteten wieder, und der Mann mit dem Klingenbeutel zählte eifrig die auf der Altardecke ausgebreiteten Pfennige, und sie gingen hinaus. An Menschen vorüber mit stumpfen, neugierigen Gesichtern, hochmütigen, prozigen Bauern, die barock nach ihren Wagen riefen und ihren Seelsorger sehr von oben herab grüßten; Frauen, die kritisch der Frau Prediger abgetragenes Kleid besahen und dabei mitleidig die Achseln zuckten.

Kamilla sah jeden dieser beleidigenden Blicke; für sie war dieser Weg ein Spießrutenlaufen; bis ins Innerste fühlte sie sich verlegt. Und wieder ergriff sie bange Furcht vor dem hohlhängigen, grinsenden Gespenst, und sie hörte Gretens schluchzende Stimme — „es giebt nichts Schrecklicheres als arm sein!“ Ihre Augen schweiften über die dürrstigen, vernachlässigten Gräber zu der verfallenen Kirchhofsmauer hin. Da sah die blinde Martha, und ihre welken Hände lagen gefaltet auf dem schmucklosen Hügel.

„Wer ist sie?“ fragte sie teilnahmsvoll. Herbert und Grete folgten ihrem Blick. „Sie ist blödsinnig,“ meinte die kleine Frau, „sie soll auch den bösen Blick haben, und sie gehen ihr alle aus dem Wege.“

„Kind! Kind! Wie kannst du das nachsprechen!“ Mißbilligend schüttelte er den Kopf. „Sie ist ein unglückliches Weib, dem der Trost der Religion nicht zuteil wird. So wie jetzt soll sie seit dem Todestage ihrer Tochter sein.“

„Und dort liegt sie begraben?“
„Ja, Milla,“ sagte Grete. „Aber sie hat sich das Leben genommen, und deshalb hat man sie an die Mauer gelegt. Sie war mit irgend einem Künstler bei Nacht und Nebel davongegangen, und als er sie sitzen ließ, kam sie in unser liebes Dorf zurück und lief ins Wasser. An der Weide haben die Leute sie herausgezogen.“

„Die Aermste! Und die Mutter hat es nicht überwinden können?“

„Das schreckliche Ende ihrer Tochter wohl schon.“

Aber nicht, daß die Gemeinde ihr ein christliches Begräbnis verweigerte.“

„Was?“ rief Kamilla entsetzt.

„Sie thut mir manchmal leid. Aber Herbert sagt, es geht nicht anders. Er würde ebenso gehandelt haben wie sein Vorgänger.“

„Das hätten Sie wirklich?“

„Streng und hart war ich plötzlich aus, der Mann des Gesetzes, das er lehrte. Sie ist in ihren Sünden dahingegangen. In geweihter Erde darf sie nicht ruhen, denn Gottes Segen

ist von ihr gewichen. Wir können wohl für sie beten, aber ihren Leib segnen, das darf ich nicht.“

Kamilla antwortete nichts. Sie hatte wohl kein richtiges Verständnis für das, was er sagte. Doch ein ernstes Wort fiel ihr ein: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ War er denn mehr als ein anderer Mensch, daß er es vergaß?

Sie gab sich Mühe, seine gestrigen Worte mit den heutigen in Einklang zu bringen. Und bei Tisch fragte sie ihn ganz unvermittelt: „Wie kamen Sie dazu, Theologe zu werden?“

Ueberrischt sah er auf.



Visitenvorketten.

(Beschreibung S. 143.)

„Ich meine, ob es aus Ueberzeugung, aus Liebe geschah?“
 „Fast bereute sie, gesprochen zu haben; so finster ward sein Blick.“
 „Nein.“
 „Und doch?“
 „Und doch. Mein Vater, mein Großvater, ja eine ganze Reihe meiner Vorfahren gehörten dem geistlichen Stande an. Da war es doch naheliegend, daß auch ich ihnen nachahmte. Zudem gab es in meinem elterlichen Hause keinen Willen. Der Vater bestimmte, und ich gehorchte.“
 „Und —“ stotternd kam es über ihre Lippen, „und Sie fühlen sich glücklich in Ihrem Beruf?“
 „Glücklich ist der, der seinen Pflichten mit freudigem Willen nachkommt. Und danach habe ich stets gestrebt. Wenn der Wille vorhanden ist, kann es auch an dem Vollbringen nicht fehlen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Der Wille allein macht es doch wohl nicht. Wie ich heute Ihre Gemeinde sah, dachte ich —“
 Sie sah zu Boden und war böse auf sich selbst, daß sie ihre Gedanken aussprach.

„Dachten Sie —“
 „Daß es hart sein muß, hier zu weilen.“
 Er sah sich um — Gott sei Dank, Grete war nicht hier. Sie mochte ihr Mittagsschläfchen halten. Und dann begegnete er ihrem Blick, dem prüfenden, klugen, ruhigen, und er meinte, er dringe bis auf seiner Seele Grund und lese dort, was er so ängstlich verbarg. Durfte sie das? Durfte er selber sich ehrlich gestehen, was an ihm nagte? Was hatte er gethan, daß sie so grausam seine geheimsten Gedanken enthüllte? Und wieder regte es sich feindselig gegen sie in ihm, und abweisend sagte er: „Es ist ein hohes Amt, dessen ich walte. Und köstlicher Lohn ist es mir, so ich eine dieser im Finstern tappenden Seelen zum Lichte führe.“

Mitleidig sah sie ihn an, und er wußte, was sie dachte. „Du, du Armer! Du, der du zerfallen bist mit dir selbst, der du stets und vergebens kämpfst um den Frieden, der du dein wahres Antlitz verdeckst und so tapfer von deinen Pflichten und deinem Willen sprichst, du willst andre Irrende aus dem Dunkel leiten? Ich glaube dir nicht, denn deine Augen strafen deine Worte Lügen. Ich glaube dir nicht, denn ich weiß, daß wir eines Sinnes sind, daß du leiden und verkümmern mußt in dieser Debe.“

„Ich bin zufrieden mit meinem Los,“ fuhr er fort, „denn ich habe den festen Willen dazu, und ich bin glücklich, weil ich es will. Und ich hoffe, der Herr wird mir weiter helfen.“

Sie wünschte es ihm von ganzem Herzen. Aber — wie schade war es um ihn . . .

„Du mußt uns etwas vorpielen, Milla,“ bat Grete, „du hast so schön gespielt. Willst du? Bitte, bitte!“
 „Nein, nein, Kleine. Meine Phantasien gehen ins Schrankenlose. Sie erfreuen wohl mich, aber die Zuhörer laufen davon. Du weißt ja, daß ich mich an keine Regel halte.“
 „Desto schöner. Du darfst es mir nicht abschlagen. Und Herbert hört auch gern, so sehr gern Musik. Er entbehrt ja so viel. Thu' mir doch den Gefallen, Milla.“

Und Kamilla erfüllte ihr die Bitte und trug einige moderne Salonstücke vor, die ihre brillante Technik zeigten. Die kleine Frau schlich unterdessen auf den Behehenspitzen hinaus; sie mußte die Hühner füttern und dann für den Kaffee sorgen. Herbert saß im Nebenzimmer und beobachtete die Spielerin von seiner Sofaecke aus. In Gedanken weilte er noch bei ihrem vorigen Gespräch.

Wiz er plötzlich aufschrak vor einer fremdartigen, weichen Melodie, bis er ein seltsam Seufzen und Sehnen hörte — ein Seufzen vor unendlichem Weh, ein Sehnen, das ewig ungestillt bleibt. Und ein Ringen und Kämpfen entstand — er vernahm das Wehzen und Schreien und Stöhnen — und dann war's dumpfe, trostlose Stille. Und wieder die weiche, schmeichelnde Melodie, wie eine bange Frage. Aber eine kraftvolle Stimme antwortete — und dann rollte und wogten die Töne durcheinander, ein wilder Taifun war's, dem er lauschte, atemlos, wild, begierig. Wie Feuer schoß es durch seine Adern; es hämmerten die Schläfen, und zwischen den trockenen, dürrstehenden Lippen glänzten die Zähne. Und flammend hasteten seine Augen auf dem schönen Mädchen und folgten den weißen Händen, die dem alten, morchen Flügel das Zauberlied entlockten, das Zauberlied der Liebe.

Nie hatte er ähnliches empfunden, nie ähnliches gehört. Die gewaltige Macht der Musik war ihm fremd geblieben bis zu dieser Stunde. Der Kirchenlieder langsam feierliche Weisen hatten ihn doch nicht erwärmen können, und die mühsam einstudierten Vorträge ließen ihn kalt. Und nun war es ihm plötzlich, als sei er bisher taub gewesen; als sei er aus tiefem Traume erwacht und sehe um sich ein Märchenland, in dem feurige Sonnen glühten und aus dunklem Laube Blüten winkten, deren flammende Pracht ihn blendete. Auf einem Berge stand er, angethan mit kostbaren, goldgewirkten Stoffen, und goldiges Licht umwogte ihn, und wohin er den stolzen Blick wandte, wuchsen Säulen und Tempel und Statuen; und Menschen, schöne, stolze Menschen huldigten der Gottheit, der sie geweiht waren, der Göttin der Schönheit. Niemand aber konnte sie sehen, niemand, denn er allein. Ihm enthielt sie ihr strahlendes Antlitz, ihm galt ihr wonniges Lächeln. Denn er nur begriff sie, er hatte vor ihr gekniet, da noch Wolken sie seinem sehnennden Blick verbargen er war ihr gefolgt, da ihr Ruf zum erstenmal an ihn erging. Wie weiß ihre Hände waren, ihre schönen, schlanken Hände! Wie edel die Linien des Halses, wie herrlich ihr ruhiges, stolzes Antlitz. Goldiger Schimmer lag über dem braunen Haar, und Musik war ihre Stimme — war ihr Name.

„Kamilla!“
 „Doch was war das? Woher kamen die Schatten, die düstern, dichten Schatten mit dem eisigen Winde? Langsam verschwanden die Tempel und Säulen im feuchten Nebel, und die Sonnen erloschen, und der Blüten Pracht ward von des Reifens tödlichem Atem getroffen. Tief und tiefer sank der Berg, auf dem er stand, und traurig wandte die Schönheit das Haupt.“

Da ward es Nacht. Und ein Jammern ging durch das All und verhallte in der Unendlichkeit. In stumpfem Gleichmut verhartete die Menschheit, und im Kampfe um die Notdurft des Lebens schrumpften ihre Leiber ein, und ihre Häupter beugten sich knechtlich. Und sie knieten vor einem riesigen, finsternen Wüde mit gleißendem Blicke, dem Mammon; und der war aller Herr. Jammern und irte er umher und rief ihren Namen und versuchte ihr einen Tempel zu bauen, ihr Bild zu schaffen.

Aber sie blieb fern. Da stieg aus dem Nebel ein seltsam Wesen mit harten Zügen in dem strengen Antlitz und einem stählernen Leibe und sprach: „Sieh mich an, ich bin der Wille. So du mir folgst, wirst du fortan nicht mehr klagen. Ich lächle nicht, und man kniet nicht vor mir. Aber du wirst stark werden durch mich, und einst wirst du mich nicht mehr abschreckend finden, wie du es jetzt thust.“

Und er beugte den Kopf und folgte ihm. Und unter seinen Füßen welkten die Blumen und erstarrte die Erde . . .

Kamilla hatte längst aufgehört zu spielen, doch Herbert saß noch auf seinem Platz und hatte den Kopf in die Hände vergraben. Und sah in eine lichtlose Zukunft und wußte, daß sein Leben ein verfehltes war. Und flehte zu der Göttin der Schönheit . . .

Grete hatte einen kleinen Zanf mit dem Mädchen gehabt, und als die Freundin sie in der Küche aufsuchte, fand sie sie noch sehr erregt.

„Aber Gretel, was hast du denn?“
 „Was ich habe? Man kann wirklich die Geduld verlieren. Jeden Tag sage ich ihr, sie soll die Messer und Gabeln nicht mit den Hefen ins Wasser stecken. Und jeden Tag thut sie's doch. Natürlich nur um mich zu ärgern.“

„Nein, Kleine, das mußt du nicht denken.“
 „Nicht? Da soll sie die Spindenthüren schließen. Sie läßt sie aber auf, und nun haben die Katzen die Milch ausgetrunken. Man darf nicht den Rücken wenden, gleich hat man Mergel.“

Kamilla hatte gegen derartige kleine Schärmügel stets große Abneigung gezeigt. Wenn Grete auch im Rechte war, hätte sie davon in ihrer Gegenwart schweigen müssen. Die vermeinten Augen des gescholtenen Mädchens kündeten ja, daß sie bereute. Und dann hatten auch die kleinen Hausfrauenorgeln und der unerhörliche Hausfrauenärger mit den Dienstmädchen stets ihre Spottlust herausgefordert, der Grete früher rückhaltlos beigestimmt hatte. Nun sprach sie gewiß nicht mehr von dem überlegenen Geiste, der den Domestiken gegenüber stets vornehm kühl und gelassen bleiben muß. Nun zankte sie sich wader mit ihrer Stütze herum, eine große, blaue Schürze umgebunden, die Hände in die Hüften gestemmt, Zornesröte auf dem einst so lieblichen Antlitz.

Das schöne Mädchen wandte sich ab. Der Anblick war ihr nicht nur peinlich, er wirkte erlösend auf sie ein. Sie mußte sich wirklich fragen, wie sie hierher gekommen, was sie hier hielt. Der Kreis, in dem sie sich bewegte, lag so weit, so himmelweit von dieser Umgebung entfernt, daß sie sich nicht zurechtfinden konnte. Sie hatte ja nicht erfahren, daß Armut und Entbehrung Lehrmeisterinnen sind, die die zarten Regungen des Empfindens nur zu bald ersticken; wußte nicht, daß die Not hart, ja geizig macht. Grete schämte sich ihrer Armut. Aber sie wäre nicht so in den Vordergrund getreten, hätte sie etwas von ihrer lebenswürdigen Armut beibehalten. Sie zeigte ihre Unzufriedenheit, und das machte den Aufenthalt im Pfarrhause unbehaglich.

„Bitte, Milla, du kannst Herbert rufen,“ sagte Grete, „der Kaffeetisch ist gedeckt.“ „Ich will nur schnell eine andre Schürze umbinden.“

Kamilla ging nach dem Wohnzimmer zurück. Da saß er noch immer, den Kopf auf die Hände gestützt, träumend, reglos. Sie rief seinen Namen einmal, zweimal — er hörte nicht.

Zögernd trat sie näher und berührte leise seinen Arm — da schrak er auf und blickte zu ihr empor in stummem, lächelndem Entzücken, und als sie überrascht zurücktrat, ergriß er in übermächtigem Empfinden ihre Hand, und auf dem zarten Gelenk brannte ein heißer Kuß, und seine Lippen stammelten ihren Namen.

Sie schrie nicht auf, sie wehrte ihm auch nicht. Aber es flammte über ihr Gesicht, und stolz richtete sie sich empor in gerechtem Zorn über ihre verletzte weibliche Würde. Er sah auf — und las in ihren kalten, hochmütigen Augen eine grenzenlose Verachtung. „Kamilla!“ stöhnte er in furchtbarem Weh. „Vergebung, Kamilla!“

Sie verharrte unbeweglich.
 „Die Töne waren es, die wilden, süßen Töne — und da übermannte es mich — es war stärker als mein Wille —“
 Nun stand er ihr gegenüber — wie schön sie war, wie wunderbar schön in ihrer herben Jungfräulichkeit, die Rote der Scham auf den Wangen, und doch ihm eine Richterin seines sündhaften Begehrens. Er senkte den Blick, er konnte sie nicht ansehen.

Erst als er allein war, kam er zum Bewußtsein seiner Schuld. Und sank aufstöhnend auf seinen Platz zurück und schlug die Hände vor das zuckende Gesicht. Fortan war er nicht würdig mehr, ihr zu begegnen. War nicht würdig mehr, seinem Weibe ins Antlitz zu sehen. Denn er hatte ihr die Treue gebrochen in seinem Herzen. Und ein ungetreuer Knecht war er geworden im Dienste dessen, der ihm dieses Amt gegeben, damit er getreulich seiner walte und ein guter Hirt sei seinen Schafen. Nicht länger durfte er sie führen und leiten; sie mußten das Brandmal seiner Schuld auf seiner Stirn lesen. Und wenn er ein Paar zusammenhatte und sie zu ihren Pflichten ermahnte, mußte die Stimme ihm versagen, und nimmermehr konnte er seine Hände segnend auf eines Kindes Leinwand Haupt legen, denn es konnte kein Segen auf seinen Werken ruhen.

„Herr, hilf mir!“ betete er. Und ein so jähes Bewußtsein kam über ihn von menschlicher Schwäche, daß ein unendliches Mitleid sein Herz erfüllte für alle, die gleich ihm unterlegen waren.

Da ward ihm die Erkenntnis. Und er senkte das Haupt und betete, wie er nie gebetet hatte: „Herr, habe Barmherzigkeit mit mir! Herr, hilf mir!“ —

Weinend hatte Grete von der Freundin Abschied genommen. So plötzlich, so unerwartet war der Entschluß gekommen, noch am Sonntag Abend abzureisen, und allen Bitten war ein stilles „ich kann nicht“ entgegengesetzt worden. Herbert half ihr in den Wagen und küßte ehrfürchtvoll ihre Hand. Und als der Wagen über die Landstraße polterte und eine Staubwolke aufwirbelte, sodas Kamillas flatterndes Tuch, mit dem sie den Zurückbleibenden zuwinkte, auf einmal verschwand, beugte er sich tröstend zu der Weinenden herab.

„Nun gehören wir uns wieder, Grete,“ sagte er selbstam bewegt, „die Vergangenheit muß tot sein von heute an. Ein neues Leben wollen wir beginnen!“

Sie verstand ihn nicht recht. Aber sie lächelte und sah auf die guten Bauern, die so ehrlich verwundert bald die Pastorsteute, bald die donnernde Landkutsche auf der Heerstraße betrachteten.

Kamilla hielt den Feldblumenstrauß, den er ihr gepflückt, auf dem Schoße; ihre Augen sahen traurig über die weiten Felder. Da schwebten silberhelle Glockentöne zu ihr hinüber, und noch einmal wandte sie sich zurück. Von Purpurglanz überglänzt lag das Dörflein mit seiner niedrigen, turmlosen Kirche und seinen ärmlichen Hütten unter den alten Bäumen. Und vor dem Pfarrhause umringten die Bauern ihren Seeliger, der der blinden Martha Hand in der seinen hielt, während sein Weib sich an ihn schmiegte.

Wie eine große Familie sah die Gruppe aus, deren Vater er war. Und Trost und Rat und Hilfe erwarteten sie von ihm, der fortan ihr Bruder sein wollte, fortan zu ihnen gehörte.

Kamilla ahnte die Verheißung, die in diesem Bilde lag, und sagte sich, daß sie sich darüber freue. Doch als es hinter den Hügeln verschwand, ward ihr so weh, so traurig zu Mute, als nehme sie Abschied vom Liebsten, das sie hatte.

Und auf einmal hatte sie ihr Gesicht in den Händen verborgen, und zwischen den schlanken Fingern hindurch rollte Thräne um Thräne.

— E n d e . —

Hervorragende Frauen unsrer Zeit.

Von Gustav Dahms.

Nachdruck verboten.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Je mehr und mehr es den Frauen im Laufe unsres Jahrhunderts gestattet wurde, ihre Kräfte frei zu regen, desto sichtbarer hat sich auch ihre Leistungsfähigkeit gesteigert. Das gilt ganz besonders von dem künstlerischen und dem literarischen Schaffensgebiet, wo der Anteil der Frauen heute in geradezu überauschendem Wachstum begriffen ist. Wenn auch unter den Malerinnen, Bildhauerinnen, Komponistinnen, Dichterinnen und Schriftstellerinnen bisher noch kein führendes Genie entstanden ist, das neue Bahnen bricht und für Jahrhunderte bestimmend auf die Kunststrichtung einwirkt, so muß doch jeder Vorurteillose bekennen, daß schon jetzt in der gesamten Frauenwelt ein energischer Zug nach selbständiger, eigener Betätigung sich geltend macht, daß die gebildeten Frauenkreise aller Kulturländer ein durchschnitlich stärkeres Verlangen nach geistiger und ästhetischer Schulung bekunden als die Männer, daß sie heute schon eine erstaunliche Zahl von bemerkenswerten Fähigkeiten und Talenten aufweisen, daß sich auf jedem künstlerischen und literarischen Gebiet bereits eine Fülle eigenartiger, fein durchgeprägter weiblicher Produktion entfaltet und daß insbesondere in der erzählenden Frauenliteratur gegenwärtig die schriftstellernden Frauen in ihrer Mehrzahl eine höhere Begabung verraten als die männlichen Autoren. Sieht man von der verhältnismäßig kleinen Schar führender Geister unter den Männern ab, so steht der Durchschnitt der männlichen Schriftsteller bezüglich der Tiefe und der Bedeutung der Probleme, die in ihren Werken behandelt werden, auf einem niedrigeren und begrenzteren Standpunkt als die Mehrzahl der Roman- und Erzählendinnen. Werden die Frauen aber erst ihre Kräfte gleich den Männern im Kampf um's Dasein stählen, werden sie ihre künstlerische Thätigkeit nicht mehr als Nebenbeschäftigung, sondern als ernstes Beruf betrachten und sich durch sorgfames und gründliches Studium dazu vorbereiten, so dürfen wir hoffen, daß auch die von manchen Kritikern noch vermischten „weiblichen Genies“ nicht ausbleiben werden.

Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf die Romanliteratur unsrer Zeit, um bei den verschiedenen Völkern die beständig sich steigende Mitwirkung der Frauen an dem literarischen Schaffen, ihre zunehmende Bedeutung für das gesamte Schrifttum zu erkennen. In Frankreich, wo man der geistvollen George Sand sogar schon Denkmäler errichtet hat, nimmt die Komtesse du Martel de Janville, die unter dem Namen Gyp ihre flotten, ungenierten Pariser Skizzen zeichnet, in der zeitgenössischen Litteratur eine ganz hervorragende Stellung ein. Ebenso in Spanien die Schriftstellerin Emilia Pardo Bazan; in Italien Mathilde Serao; in den Niederlanden Frau Vosboom-Doussaint; in England Mrs. Humphry Ward und George Egerton; in Norwegen die kraftvolle Amalie Stram; in Polen Eliza Orzeszko, Marie Rodziewicz und Helene Boguska (Hajota); in Finnland Helene Westermarck; in America R. S. Davis, Helene S. Gardener u. v. a.

In Deutschland ist die Zahl der Frauen, die sich dem Schriftstellerberufe zuwenden, in jüngster Zeit ganz außerordentlich angewachsen und fast beängstigend groß geworden, wenn man an das gerade in dieser Berufsart geltende Wort des Evangelisten denkt, wonach wohl „viele berufen, aber wenige auserwählt“ sind. An der Spitze dieser Auserwählten steht heute unbestritten Marie von Ebner-Eschenbach, die weitaus hervorragendste aller Roman- und Erzählendinnen der Gegenwart, die künstlerisch zur Zeit bedeutendste Erscheinung in der gesamten deutschen Erzählungslitteratur.

Marie von Ebner-Eschenbach gehört nicht zu jenen modernen oder Modelitteraten, deren Werke vom großen Publikum „verschlungen“ werden und in allen Leihbibliotheken „vergriffen“ sind. Der Kreis ihrer Verehrer ist nicht die große Masse, die nach sensationeller, spannender Handlung verlangt, auch wenn diese durch die unmöglichsten äußeren Kombinationen und die gewaltigsten Konflikte hervorgerufen wird. Sie schreibt vielmehr für jene verhältnismäßig kleine Schar gebildeter und kunstsinziger Leser, die für lebenswahre, frische Charakteristik und für tiefe Seelenmalerei Verständnis haben. Ihre Erzählungen zeichnen sich durch reiches Gedankenleben, durch warmes, inniges Mitgefühl mit fremdem Leid und Mißgeschick und durch eine gesunde, reine Weltanschauung aus, die alles Menschliche umschließt.

Marie von Ebner-Eschenbach ist auch keine Tendenzschriftstellerin, die uns zeitbewegende Ideen in Gestalt von Romanen oder Novellen mundgerecht machen möchte. Sie liefert weder bewährte Mache noch bloße peinliche Photographie der Wirklichkeit, sie ist eine Dichterin von Gottes Gnaden, die das Leben getreu wiedergibt und doch verklärt, weil sie Farbe und Duft und Frische sieht, wo dem Alltagsmenschen alles grau erscheint.

Sie schreibt ohne jegliche Tendenz, ganz objektiv. Nirgends zeigt sie sich für oder wider ihre Gestalten von vornherein eingenommen. Wir finden in ihren Werken auch keine sogenannten Helden, wie dies bei anderen Schriftstellerinnen so häufig der Fall ist. Aber weder die Stoffe, die sie behandelt, noch die Menschen, die sie schildert, sind bloße Gebilde ihrer Phantasie, sie sind alle dem wirklichen Leben entnommen, scharf beobachtet und mit wenigen, aber sicheren Strichen gezeichnet. Deshalb muten sie uns auch meist so vertraut an und prägen sich unserm Gedächtnis nie unausslöschlich ein. Marie von Ebner-Eschenbach ist eine Realistin im besten Sinne des Wortes.

Auch die Untiefen und Abgründe des Lebens kennt sie wohl und weiß sie gelegentlich, wie in „Unsüßbar“, packend und ohne Bemäntelung darzustellen, wie sie denn überhaupt nichts Zimperliches oder Pridés kennt und in keiner ihrer Schriften die Frauenhand verrät. Tief und fesselnd sind die Probleme, die sie sich stellt; mit männlicher Kraft und Festigkeit führt sie sie durch, und alle ihre Erzählungen zeichnen sich durch eine wunderbar klare, straffgegliederte und künstlerisch vollendete Komposition aus.

Durch ihre Schriften*, an denen sowohl die welterfahrenen reifen Leser wie auch die weltunkundigen jungen Mädchen Interesse und Freude bekommen, geht ein Zug hoher Ethik aus ihrer großen Menschenkenntnis und Lebensweisheit schöpft die Dichterin die Erfahrung, daß das Pflichtgefühl den Menschen über die Leidenschaft erheben muß und daß im Streben nach dem Guten auch das Streben nach dem Glück liegt. Das sind die beiden Grundanschauungen, die alle ihre Schriften durchwehen.

Ihr Stil ist schlicht und natürlich und stets von edler Wärme erfüllt. Für jede Stimmung, jede Charakterzeichnung findet sie das richtige Wort, um ihren Gestalten, für deren Leiden und Freuden sie den Leser stets warm zu interessieren weiß, das lebenswahre Gepräge zu geben. Ihre Darstellungsweise ist knapp, lebendig und anschaulich. In wenigen Zeilen ist oft eine große Lebenserfahrung und eine Fülle von Weisheit enthalten, die nicht selten in seine Ironie gekleidet ist. Das gilt besonders von den geistvollen „Aphorismen und Parabeln“, diesen stilistisch ganz meisterhaften kleinen Kunstwerken, die noch lange nicht in verbüchtem Maße bekannt sind und von denen wir eine köstliche Probe, die Parabel „Kosmogonie“, im nachstehenden veröffentlichen.

Die gleiche Meisterschaft der Darstellung bekundet sie in ihren trefflichen „Dorf- und Schloßgeschichten“, von denen die ruhrende kleine Hundsgeschichte „Krambambuli“ zu dem Besten gehört, das in deutscher Sprache geschrieben ist. Die kurzgefaßte Geschichte „Er läßt die Hand küssen“ entrollt auf dreißig Seiten ein gewaltiges, jeden Leser erschütterndes Trauerspiel. Ebenso ergreifend ist „die Totenwacht“; herb und strafend weist die am Sarge der Mutter wachende Tochter den Freier ab, der der Vereinigten jetzt seine Hand bietet, nachdem er sie ins Unglück gestürzt. In dem kleinen Stimmungsbilde „Nach dem Tode“ treten alle Gestalten fast greifbar vor unser Auge; ganz prächtig ist hier die Schilderung des Elternpaares und des Lebens auf dem etwas verfallenen alten Schloß, auf das der einzige Sohn, ein junger Witwer, im Begriff sich wiederzuverheiraten, nach jahrelanger Abwesenheit besuchswerte wiederkehrt. Das sympathische alte Elternpaar, die Domestiken, das hilflose Töchterchen des Wittwers, das einzige Vermächtnis seiner Gattin, die in aller Herzen eine unaussfüllbare Lücke hinterlassen hat und deren Platz die kühle, vornehme Weltkame nicht ausfüllen kann — alle diese Figuren sind mit wenigen Worten in tief eindringender Charakteristik sicher und wirksam gezeichnet. Nicht minder lebensvoll wirkt in der kleinen Erzählung „Wieder die Alte“ das Bild der bescheidenen, sanften, nur im Entfassen starken Privatlehrerin Claire, die alle ihre Hoffnungen auf Glück und Liebe begräbt, während sie äußerlich sich zwingen muß, ihr früheres, harmlos heiteres Wesen weiter zur Schau zu tragen. Mit ganz besonderer Frische und Natürlichkeit sind auch die beiden Komtesen „Muschy“ und „Paula“ dargestellt. Aus den langgespierten Briefen der ersteren weht uns förmlich der Stallduft entgegen, und wir empfinden der uns trotz ihres Liebermutes sympathischen Sportskomtesen die Ungewisse der Familienabende auf dem Lande so deutlich nach, daß wir der lebenslustigen Briefschreiberin gar nicht gram sein können, wenn sie von dem erwarteten unbekanntem Freier sagt: „Und wenn er Elefantensfüße hätte, würde ich ihn heiraten!“ Die gleiche lebendige und anschauliche Schilderung kehrt in dem „Freiherrn von Semperlein“ wieder, in „Lotti, die Uhrmacherin“, in „Doversberg“, „Ihr Traum“ und den andern kürzeren Geschichten, die kraft der Treue und Wahrheit ihrer Schilderungen wertvolle kleine documents bilden.

Von den größeren Erzählungen darf das „Gemeindekind“ als das Meisterwerk der Dichterin, als eine Perle der deutschen Romanliteratur bezeichnet werden. Der große, ideale Charakter einer Frau aus dem Volke, die das Verbrechen ihres Mannes mit auf sich nimmt, ist hier unübertrefflich geschildert. Und tieferschütternd wirkt in dem Herzen geschriebenen Roman, den Gottfried Keller „eine That“ genannt hat, die in dem Gemeindekinde dargestellte Verführung des Glends, das den Menschen nicht nur unglücklich, sondern auch leicht charakterlos und schlecht macht. „Unsüßbar“, die zweite größere Erzählung, behandelt mit unerbittlicher Strenge die Dualen und Kämpfe einer Ehebrecherin. Wiewohl der Vorgang, der diesem Roman zu Grunde liegt, auf Wahrheit beruhen soll, will er in der Darstellung der Dichterin nicht recht glaubhaft erscheinen. „Glaubenslos“ dagegen, die dritte größere Erzählung, die ebenfalls einen selbständigen Band in den „Gesammelten Schriften“ füllt, ist wieder eine tadellose Dichtung, die mit voller Lebenswahrheit die prächtig individualisierten Gestalten eines österrreichischen Gebirgsdorfes wiedergibt, besonders die alle überragende Figur des „glaubenslosen“ Priesters, der aus Abscheu gegen die Verstocktheit und Bosheit seiner Umgebung sich seinem Beruf durch die Flucht entziehen will, in schweren Stunden aber doch die Ueberzeugung von seiner Macht über die Gemüter der Menschen gewinnt und deshalb den ersten Entschluß faßt, ihnen in stiller Abgeschiedenheit weiter zu dienen.

Ueber das äußere Leben der Dichterin läßt sich wenig sagen. Es war stets friedlich und glücklich. Marie von Ebner-Eschenbach ist am 13. September 1830 als Tochter des Grafen Dubsky auf Schloß Zdislavic in Mähren geboren; ihre Mutter,

eine geborene Freiin von Bodel, stammte aus Sachsen. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung, die von Hauslehrern geleitet und von ihr selbst durch rastloses Lernen noch erweitert wurde. Als junges Mädchen schrieb sie einige Dramen, die weniger bekannt geworden sind, obzwar das eine von ihnen, „Marie Roland“, einen entschiedenen Bühnenerfolg davontrug. Erst in den siebziger Jahren erschienen ihre ersten Erzählungen. Im Jahre 1848 vermählte sie sich mit dem Baron von Ebner-Eschenbach, einem tüchtigen österrreichischen Genieoffizier, der später naturwissenschaftlicher Professor an der Ingenieurakademie war und heute Feldmarschalllieutenant a. D. ist. Den Winter verlebte die Dichterin in Wien in den angenehmsten und behaglichsten Familienverhältnissen, während sie den Sommer im alten väterlichen Schloß bei ihrem Bruder verbringt, von dem reichen Kreise ihrer Neffen und Nichten umgeben, die ihr den verlagten Kinderlegen ersehen.



Marie von Ebner-Eschenbach.

Kosmogonie.

Parabel von Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.

I.

Im Urwalde tief verborgen befand sich ein großartiger Ameisenbau. Das Völkchen, das ihn bewohnte, war fleißig und weise; es hatte sich im Laufe der Jahrhunderte eine vortreffliche Verfassung und ebensolche Gesetze gegeben. Die Wissenschaften wurden in Ehren gehalten, die Künste gepflegt; so blühten sie denn auch und trieben reiche Früchte. Fortwährend entdeckten die Gelehrten ewige Wahrheiten, und die Künstler hörten nicht auf, unsterbliche Werke zu schaffen. „Eine Civilisation wie die unsre,“ sagten die Ameisen, „kann nicht mehr untergehen. Künftige Geschlechter werden das Erbe antreten, es vermehren und in unaufhaltbarem Fortschritt zu einer Vollenbung gelangen, von der sogar das ameisische Ahnungsvermögen sich keinen Begriff machen kann.“

In diesem Hochgefühl schwebte die Nation, und es begeisterte sie zu immer neuen und edleren Bestrebungen.

Da ereignete es sich, daß eines Tages ein Löwe des Weges kam. Er bemerkte die Ameisenbau nicht und schritt gemächlich mit breiten Tritten über ihn hinweg. Dabei wedelte er mit dem Schwanz, denn ihm war heiß, und wedelte den ganzen Bau seiner Kultur und den ewigen Wahrheiten und den unsterblichen Kunstwerken so gründlich fort, daß keine Spur von ihnen übrig blieb.

II.

„Schau,“ sagte ein Kolibri zu seinem Weibchen, das neben ihm auf einer Lianenblüte saß, „da hat ein großer Erdentruer eine Menge kleiner Erdentruer vernichtet.“

Das Weibchen zwitscherte: „Schade! Diese kleinen Klumpchen sind so nett hin und her gerollt um ihren großen Klumpchen; es schien fast, als ob sie es wären, die ihn wachsen machten. Ich habe mich manchmal gefragt,“ setzte sie nach einer Pause hinzu und bemühte sich, geistreich auszuweisen, „ob sie sich nicht am Ende doch absichtlich bewegen und einen Willen und sogar einen Ansat von Seele haben.“

„Gerade so viel als die Blätter der Bäume. Die rühren sich auch zeitweise; sind deshalb sie die Ursache seines Wachstums?“ spöttelte das Männchen. „Nein, geliebte Einfalt, schreibe ihnen nicht zu, was das alleinige Erbeil der ersten unter den geflügelten Lebewesen ist — der Vögel und ganz besonders der Kolibri, weil sie die Feinsten, die Schönsten sind und weil die Geschwindigkeit ihres Fluges mit der Geschwindigkeit des Schalles wetteifern kann. Für uns scheint die Sonne, für uns bringt die Scholle, das Wasser, die Luft Nahrung in taufendfältiger Gestalt hervor. Wir sind der Mittelpunkt alles Seienden, vollendete Vögel, angefangene Engel; denn als solche schweben die seligen Geister unsrer Vorfahren um das Nest des höchsten Engels, nach dessen Vorbild wir geschaffen sind, der Himmel und Erde und das Schicksal jedes einzelnen Kolibris in seinen mächtigen Fängen hält.“

Das Weibchen verstand ihn zwar nicht, bewunderte ihn aber doch sehr, beicite sich auch, ihm recht zu geben, denn sie befanden sich noch in den Flitterwochen.

Was man in Frankreich liest.

Von Dr. Kaethe Schirmacher.

(Schluß aus Nr. 10, S. 111.)

Nachdruck verboten

II.

Den Aposteln der Entfaltung tritt in der modernen französischen Litteratur eine andre Schule scharf gegenüber. Sie betont den Wert des Lebens und der Energie, des Diesseits und der heutigen Probleme.

Voran steht ein lebhafter Südfranzose, Maurice Barrès, der als ersten Vorzug das besitzt, was den im vorigen Artikel Genannten mangelt: einen farbigen, schillernden Stil. Barrès ist in die politische Laufbahn verwickelt gewesen, er sucht daher den Kampf, die Aufregung, den Lärm des Marktes. Er macht große Gesticionen, nimmt den Mund voll, spricht sehr schön, betont die Freiheit des Individuums, giebt seinen Büchern Titel, wobei die friedlichen Bürger eine Gänsehaut überläuft z. B.: Du sangs, de la volupté et de la mort oder Sous l'œil des barbares. Aber sieht man genau zu, was denn unter diesem großen Flan-Flan steckt, sucht man das einfache Leitmotiv in diesen lärmenden Variationen, so läßt sich nicht leugnen, daß bei Maurice Barrès ein festes Programm für sein Handeln, aber für die menschliche Entwicklung nicht zu finden ist. Er berauscht sich, wie so viele beredte Leute und besonders Südfranzosen, an seinen eignen Worten, und ist sein Text: „Gibt Willen, Willen, Willen“ — auch vortrefflich, so wüßte unsre wartende Welt doch gern auch: wie und wo und wozu. Vielleicht weiß Maurice Barrès es selber nicht.

Als ein verspäteter Realist, der sich auf die Beschreibung eines Problems, auf das Inventarium einer Seele beschränkt, der dem Mystizismus abhold ist, giebt sich Lemonnier zu erkennen. Er hat früher — gleich Zola — Massenbücher und Ideenbücher geschrieben, z. B. La fin des Bourgeois; er ist auch heute noch ein Schüler Zolas, ja der Titel seines letzten Buches: La faute de Madame Charvet* erinnert geradezu an La faute de l'abbé Mouret. Aber auch nur der Titel. Das Buch selbst ist wirr und undurchsichtig geschrieben, unerfreulich im Gegenstand, eine der ewigen Ehebruchsgeschichten. Sie wird ein wenig interessanter dadurch, daß sie in dem Hause eines Fabrikzeichners spielt und außerdem sehr gut zeigt, wie völlig rücksichtslos eine Leidenschaft ist. Doch ist das alles nicht schön ausgearbeitet, und der Schluß — die junge Frau verläßt auf einige Zeit Mann und Kind, im Einverständnis mit dem ersteren — wirkt geradezu verblüffend und unverständlich. Es ist ein Stückchen Nora, das da plötzlich unvermittelt zum Vorschein kommt, aber man glaubt es nicht. Immerhin, es verdient bemerkt zu werden: wie ein leises Dämmern geht es durch die französische Litteratur (und das heißt zugleich auch die französische Gesellschaft), daß binnen kurzem eine Aenderung in der Erziehung, Stellung und Beurteilung der Frauen vor sich gehen muß. Und das ist wichtig: Nachdem man in Liebes- und Leidenschaftsromanen geschwelgt, sich an Ehebruchsgeschichten gefügt, die Frau als ein „enfant malade“ und ein unzurechnungsfähiges Bündel erklärt hat, dem man aber zurechnungsfähiger seinen Mangel an Ehrgefühl und Energie vorwarf und das man (besser „Mann“) daher glaubte verachten zu dürfen, fängt nun eine Reaktion an. „Mann“ fragt sich, ob er nicht auch etwas Schuld an diesem Zustande der Dinge hat, und während einige Oberpriester (man lese René Doumic: Les Jeunes,** den Artikel über Marguerite) immer noch behaupten, die Natur habe das Weib für die Pflichten, den Mann für die Rechte gemacht, und der Treubruch des Mannes z. B. sei verzeßlich, der der Frau aber wider die Natur — erheben sich immer mehr und mehr Stimmen, die gleiches Maß für beide Geschlechter verlangen.

So beschwört Camille Lemonnier dem Nora; Hervieu — der Mann des Tages — plaidiert für die größere Verantwortlichkeit der Ehecheidung zu Gunsten der Frau, und Paul Marguerite überlegt sich, daß der Ehemann doch nur in den seltensten Fällen das Recht hat, die Frau zu verdammen. Es ist ein in jeder Hinsicht merkwürdiges Buch, in dem Paul Marguerite diesen Schluß zieht. Es heißt: La Tourmente — der Sturm.***

Es ist die mit höchster Feinheit ausgeführte Schilderung der Neue über ein beabsichtigtes Vergehen, das die Frau dem Mann gesteht, ein Geständnis, das die beiden nach vielen inneren Kämpfen wieder zu einander führt. Ich habe nie in einem Buche die konventionelle Lüge, mit der wir uns alle umgeben und oft umgeben müssen, den „Sturm“, der unter der weißen Weste und dem seidenen Kleide tobt — schärfer erfassen und feiner ausdrücken sehen.

Ganz anders energisch stellt sich nun schon Hervieu auf die Seite der Frau. Er faßt sein Problem als ein Stück der sozialen Frage und gehört somit wie Lemonnier und Marguerite zu denjenigen, die trotz der modernen Hoffnungslosigkeit, trotz der Unendlichkeit der Arbeit da vor uns — doch entschlossen an diese Arbeit gehen wollen. Er hat Barrès' Energie, und er besitzt, was Barrès fehlt, ein klares Programm: Abschaffung gewisser gesellschaftlicher Uebelstände, angefangen beim Ehecheidungsrecht. Dies ist der Gegenstand von Hervieus letzter Arbeit: Les Tenailles. Es ist das augenblickliche Zugstück im Théâtre français und tritt mit größter Entschiedenheit für diejenige Frau ein, die von ihrem Manne tyrannisiert, um ihre Jugend, ihre Freiheit, ihre Freude gebracht wird, die aber, solange die berüchtigten Paragraphen des Strafgesetzes nicht erfüllt sind und nicht etwa eine flagrante Verletzung vorliegt, im Ehejoch von Rechts wegen zu Tode gefahren werden darf. Leider ist Hervieu kein Dichter, der seine Figuren plastisch vor sich sieht; er ist nur ein sehr wohlmeinender Advokat, dem eine trockne, herbe, schwerflüssige Beredbarkeit zu Gebote steht, der seine Gestalten auskünstelt und auskünstelt und seine Idee mit großer Absichtlichkeit an eigens gewählten Beispielen erläutert. Er hat vorher Romane geschrieben — Studien im Sinne Zolas, aber ich habe, ehrlich gestanden, an seinen Romanen nie Geschmack finden können.

Erklären Hervieu und Marguerite sich nun als Vorkämpfer der Frau und glauben sie, daß hier geändert, dort angegriffen werden muß, wenn es besser werden soll, so treten drei andre Schriftsteller mit der Forderung einer neuen Moral an den Mann heran. Es sind Kosny, Chaudplaix und Art Ros.

* Gesammelte Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach (Berlin, Gebrüder Paetel).

* Paris 1895, Dentu. ** Paris 1895, Didier *** Paris, Kolb.



Im Atelier des Theatermalers.

der sittliche Schwung des Buchs mit Freude, denn man liest nicht oft in französischen Werken Sätze wie: „Weswegen wir leben? Nun, um unsre Pflicht zu thun!“ Man findet nicht oft den Lebemann und Boulevardier von einem jungen Manne so glatt abgefertigt wie in folgendem Porträt: „Um Mittag steht er auf, verbringt einige Stunden im Klub, geht auf den Fectboden, um etwas von seinem Fett abzuschütteln, und beschließt den Abend in einem Theater — nicht einem Theater, wo man sich langweilt, sondern in einer boîte à femmes.“ Nicht viele junge Schriftsteller empfehlen ihren Zeitgenossen, „mehr zu handeln und weniger zu denken“; wenige fassen ihren Beruf so ernst, daß sie wie Art Roë sagen: „Uns sind ja Seelen anvertraut“ Und wenn das ein Offizier von seinen Rekruten sagt, so läßt sich das ebensogut auf jeden andern Beruf anwenden, und die Ueberzeugung, daß jeder Befehlende für seine Untergebenen, jeder Reiche — an Gütern oder Geist — für die Armen verantwortlich ist, sollte nur weiter verbreitet und in Art Roës Sinn durchgeführt werden! „Von Herzen gut sein und im Leben nützlich“ ist ein schöner Wahlspruch, und damit bringt Art Roë zugleich die neueste

Lösung herbei, die die Modernen im Kampf ums Dasein für das Lebensrätsel gefunden: den neuen Typus, der gut, aber zugleich auch stark ist, der Herr und nicht Sklave, mitleidig aber nicht schwach sein will. Es ist, wie Sie sehen — das christliche Ideal, aber vereint mit dem modernen Kraftgefühl desjenigen, der sich wohl seiner Pflichten bewußt, aber zugleich auch von seinen Rechten durchdrungen ist. Das sind die Wirkungen von Ibsen und Nietzsche.

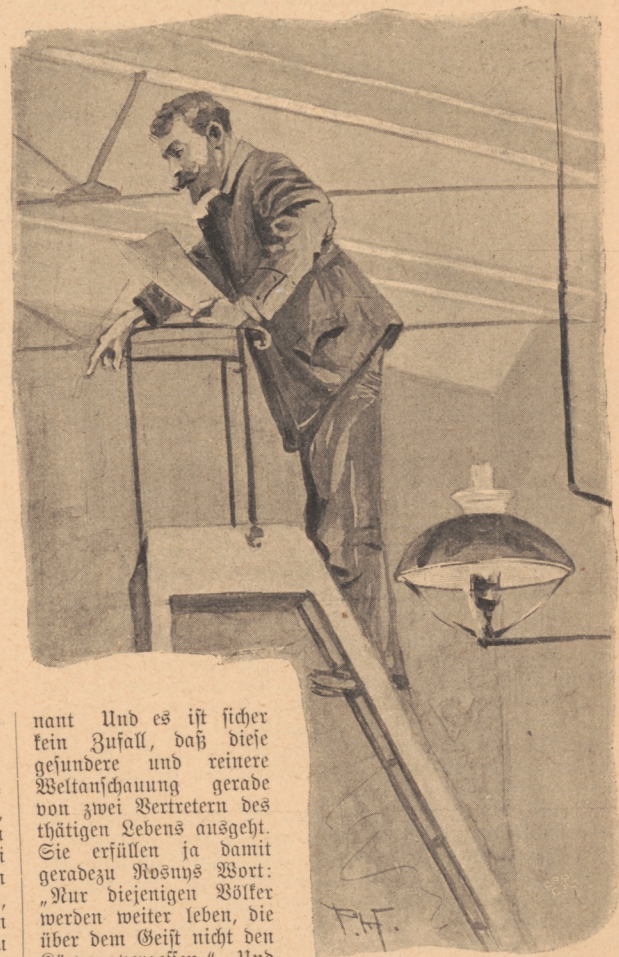
Diese Idee ist fast mit denselben Worten bei Rosny zu finden. Sein letztes — oder besser: ihr letztes Buch (denn es sind zwei Brüder, die an ihm gearbeitet haben) heißt *Résurrection*,* nach der ersten Novelle des Bandes. Hier ist es die Art des feinen Erzählers Maupassant, die angenommen ist. Niemand hätte man das für möglich gehalten: Rosny war ein tief in gesellschaftlichen Studien stehender, teilweise ganz unleserlicher Schriftsteller, der dem armen Publikum seine (d. h. des Publikums) Unwissenheit klar ad oculos demonstrierte, indem er wissenschaftliche Fremdwörter und unglaublich geschmacklose Ausdrücke aufeinanderhäufte. Zuerst behandelte er lediglich die soziale, d. h. hier Arbeiterfrage; vielleicht sah er beim Studium jener Arbeitergruppen, die er im *Bilatéral* schildert, wieviel Spreu doch beim Weizen lag. Es erschien darauf ein Buch: Daniel Valgrave, bei dem zum erstenmale der Bruder mitarbeitete und das einen ganz andern Charakter trug. Ueberflüssiger in der Form, klarer im Stil, behandelte es die Geschichte eines einzelnen Menschen, der in seinem kleinen Kreise versucht, „gut“ zu sein. — Das Buch selbst ist nicht sehr tief und als Kunstwerk nicht sehr glücklich; aber die Vorrede ist vortrefflich, und die Tendenz ist ja damit gegeben. Ihren Helden, Daniel Valgrave, definieren die Verfasser nämlich so: „Er gehörte zu denen, die Güte nicht mit Schwäche verwechseln; er wollte das Gute groß und stark sehen, energisch und zum Krieg gerüstet gegen alles Niedrige und Gemeine.“ Das ist fast Wort für Wort Art Roës, und ebenso wie jener seinen Zeitgenossen zuruft: „Handeln, nicht denken!“ so auch Rosny: „Nur die Völker werden weiter leben, die über dem Geist nicht den Körper vergessen.“

Der gleiche Hauch einer fröhlichen Wiedergeburt geht durch diese letzte Novellensammlung „*Résurrection*“, die Auferstehung! Vielleicht ist der Titel symbolisch gemeint. Aber wir finden dort wirklich ein paar frische Menschen, wie sie der französischen Litteratur leghin abhanden gekommen waren. Menschen, die fröhlich begehren, die lieb haben, die Kraft in sich fühlen, sich ein geliebtes Weib, eine Schar Kinder wünschen. Dort findet sich auch in ein paar Linien eine Figur gezeichnet, der man gut sein muß, wie man deren viele für die moderne Welt erwünscht. „Es war,“ sagt Rosny, „ein Mann zwischen 45 und 48 Jahren, von großer Kraft, aber einer Kraft ohne Roheit, jener ruhigen Gesundheit, die sich oft mit der größten Zartheit verbindet.“ Das ist ja der moderne Mann. Ob Rosny sein Vorbild dazu nicht in England

gefunden haben sollte? Sehr wahrscheinlich, er kennt England. Es stehen auch eine ganze Anzahl in England spielender Novellen in dem Band, und eine besonders ist von einem Hauch englischer Freimütigkeit durchweht, der sehr erfrischend wirkt. Es ist, als habe der französische Autor etwas von der Kameradschaft kennen gelernt, die jenseits des Kanals zwischen Mann und Weib nicht selten ist. Daneben stehen dann noch eine ganze Anzahl etwas schwülere *Fin de siècle*-Novellen. Aber alles in allem heißt das Buch mit Recht: Auferstehung.

Endlich Marc de Chandclair, nach dem alten Spruch: das Beste kommt zuletzt. Chandclair hat einen Roman geschrieben: *Le fond d'un Coeur*, den die Akademie gekrönt hat. Sein neues Buch: *Dans la houle* (Auf See) verdient von allen guten Menschen gekrönt zu werden. Es ist lieblich und kräftig, schön und sehr ernst zugleich. Der reine, starke Seewind geht hindurch, er weht wie ein großer Hauch in die drückende Salonatmosphäre der französischen Litteratur. Diese Menschen, die recht thun, ohne Vorrede des Verfassers, ohne Kommentar des Autors, ziehen mit kräftiger Hand die Vorhänge zurück, hinter denen das ungefundene Leben der großen Welt sich abspielt, und mit der Sonne, die hereindringt, verblasen die Kerzen, verfahren die geschminkten und verlebten Gesichter. So wenigstens hat Chandclair' Buch auf mich gewirkt. Es enthält drei Geschichten: die erste mit einer wundervollen, packenden Schilderung des Klosters Karmel und der syrischen Küste beginnend (ein Meisterwerk — Loti, ohne seine Geziertheit) und mit einer Heiligenlegende endigend, deren Ton allerdings ganz verfehlt ist. Die letzte wieder mit einer wunderbaren Schilderung beginnend — ein Seeoffizier, der mit dem Schiff nach Brest zurückkommt und statt zu schlafen, seine letzte Ruhestunde vor den Bildern von Frau und Kind verbringt — und mit dem Selbstmord der jungen Frau endigend, die ihr „Gewissen“ nicht zum Schweigen bringen kann (das ist seit langer Zeit wieder das erste Auftreten des Gewissens in der französischen Litteratur). Endlich die zweite, die beste von allen: „Jodmaistegel hoch!“ (d. h. Signal zur Abfahrt!) oder „Auf den Posten!“ — wie man's übersetzen will; die Geschichte eines jungen Lieutenanten zur See, der seine Cousine liebt, sich aber, da sie verheiratet ist, nicht selbst um sein Ideal bringen will, darum also hinausgeht: auf den Posten, los!

Und diese reinen Anschauungen sind kurz und knapp, ohne jedes Predigen, meist in vollendeter Sprache ausgedrückt. Woher Chandclair diese Kunst und diese Kraft genommen hat? Er ist selbst Marineoffizier — so wie Art Roë Artillerieleut-



Der Dirigent beim Uebertragen der Zeichnung auf die Leinwand.

nant Und es ist sicher kein Zufall, daß diese gesündere und reinere Weltanschauung gerade von zwei Vertretern des thätigen Lebens ausgeht. Sie erfüllen ja damit geradezu Rosny's Wort: „Nur diejenigen Völker werden weiter leben, die über dem Geist nicht den Körper vergessen.“ Und beide Schriftsteller haben, indem sie das „Gute“, das Sittliche lehren, zugleich den Vorzug zu den Starken und Glänzenden der Gesellschaft zu zählen und so von einem weit sichtbaren Platze aus ihr Evangelium zu verkünden. Das aber ist nicht unwichtig in einer Welt, die für unansehnliche Apostel gern Spott bereit hält. Es ist zugleich ein Beweis dafür, daß Güte und Kraft, Moral und gesellschaftliche Stellung sich vertragen, daß gut sein nicht notwendigerweise dumm sein heißt und Sittlichkeit nicht absolut nur für „die kleinen Leute“ bestimmt ist.

Und nun Hand aufs Herz, wenn man mich fragte, welche von all den Lösungen, die uns die französische Litteratur bietet, um aus dem Jrral unserer Zeit herauszukommen — ich wählen würde? Es wäre nicht der Mystizismus, der die Welt flieht; ich würde nicht der Leidenschaft entsagen wie Rod; nicht in zielloser Energie hinstürmen wie Barrès, mir nicht an der Reform verzweifelnder, gesellschaftlicher Mißstände genügen lassen wie Hervieu, Lemonnier und Marguerite — nein, ich würde versuchen, ein Leben gesunder Thätigkeit und bewußter Verantwortlichkeit zu führen, das Beispiel von oben herab geben, wie Art Roë und Chandclair. Das beste Lösungs- und Lösungswort zur Beseitigung der gesellschaftlichen Mißstände unserer Zeit ist für alle eben Chandclair: Auf den Posten!



Der Antiksenemaler beim Uebertragen der Zeichnung auf die Leinwand.

* Nancy-Paris 1893, Berger-Levrault.

* Paris 1895, Plon.

Wie eine Theaterdekoration entsteht.

Von Fritz Stahl.

Mit fünf Illustrationen von Paul Halle.

Nachdruck verboten.

Es gab Zeiten, da die Menschen nach dem schönen Truge der Kunst lechzten. Eine Andeutung des Künstlers, die der Phantasie Anstoß und Richtung gab, war ihnen genug, willig ergänzten sie, was fehlte. Diese Zeiten sind vorüber, unwieberbringlich vorüber. Nur bei der großen Masse findet man vielleicht noch diese naive Empfänglichkeit hier und da, die Phantasie der Gebildeten ist träge geworden. Wir verlangen als erste Bedingung den vollen Schein der Wirklichkeit, wir müssen gezwungen werden zu glauben.

Nirgends vielleicht tritt diese Stimmung so deutlich hervor wie in unserm Verhältnis zur Bühne. Ein Bild schauen wir nicht so lange an, und es gehört auch eine gewisse Schulung des Auges dazu, um Mängel zu finden. Aber dem Bühnenbild gegenüber giebt es keinen Laien. So stört jeden jeder kleinste Mangel. Wir sind so gewöhnt, mit dem Verstande zu leben, daß er selbst wider unsern Willen noch thätig ist, wo wir ihn garnicht brauchen können. Er muß getäuscht werden, wenn er schweigen soll, und er läßt sich nur mit den raffiniertesten Mitteln täuschen. Unser Gemüt giebt sich dem Dichter nur rüchhaltlos hin, so lange ihm der Verstand nicht ein höhnisches: „Du bist im Theater!“ zuruft. Und das thut der wachsame Gejelle sicher, sobald ihm das Bühnenbild auch nur in der kleinlichsten Einzelheit einen Anlaß bietet. Es ist keine Willkür, wenn auf unsern heutigen Theaterzetteln Maler und Maschinenmeister verzeichnet sind. Sie haben ein wichtiges Amt, und wenn sie auch dem schwachen Stücke nichts nützen können, so könnte das stärkste ohne ihre Hilfe nicht mehr zur Wirkung kommen. Und es ist zugleich eine Entschädigung dafür, daß sie eigentlich kein dankbares Amt haben. Haben sie ihre Sache gut gemacht, so denkt kein Mensch an sie. Wenn man von ihnen spricht, so ist es sicher nur, wo man etwas zu tabeln hat.

Ich glaube nicht, daß man nachsichtiger sein wird, wenn man weiß, unter welchen Schwierigkeiten eine Theaterdekoration entsteht, wie viel Wissen, wie viel Talent, wie viel Mühe angewendet wird, um sie zu schaffen. Ich glaube es nicht, weil ja jene Forderungen nicht launischer Willkür entspringen, sondern notwendig aus unsrer Zeit erwachsen. Aber es hat wohl doch ein Interesse, die Entstehung, sondern Dekoration zu verfolgen, zu sehen, wie komplizierter Arbeit es bedarf, bis das nachher so selbstverständlich wirkende Bild „steht“. Werfen wir also, wie Wippchen sagen würde, einen Blick hinter die Kulissen, bevor sie da sind.

Kulissen — das ist nicht ganz richtig. Es ist nämlich gerade das Charakteristische der modernen Dekoration, daß sie keine oder fast keine Kulissen mehr hat. Zur Zeit unser Väter war es noch anders: ein Prospekt und sechs Kulissen gaben das Bild. Sollte es einen Innenraum darstellen, so wurden sie als Wand bemalt und Thüren und Fenster dazwischen gebohrt. Handelte es sich um Wald oder Garten, so bemalte man sie mit Laubmotiven. Dafen, Konsolen, Uhren, Bilder wurden aufgemalt, wohl auch ganze Häuser. Heute werden Innenräume an drei Seiten geschlossen, die Wände bekommen Thüren und Fenster, und alle Gegenstände werden wirklich echt oder in täuschender Nachahmung hineingestellt. Im Freien werden einzelne Bäume oder Sträucher verlangt, ja, die Krone darf nicht einmal als Ganzes gemalt sein: einzelne Zweige und Blätter müssen frei gegen die Luft stehen wie in der Natur. Ganze Häuser, Schlösser und Burgen werden auf der Bühne errichtet.

Welch ein Weg ist zurückgelegt, seit — um nur von der Neuzeit zu sprechen — bei Shakespeare eine Tafel durch ihre Inschrift den Ort der Handlung anzeigte. Es hat deshalb ein doppeltes Interesse, für unsre Betrachtung als Beispiel eine Scene aus einem seiner Dramen zu wählen.

Richard der Zweite, Akt I, Scene 3: „Gosford-Aue bei Coventry.“ Es ist die bekannte als diese Bezeichnung und den Inhalt. Da handelt es sich zunächst um zwei Dinge. Seine Erfahrung und sein Wissen oder, wenn sie verjagen, besondere Studien müssen ihm das Bild eines Turnierplatzes dieser Zeit geben. Dann muß er sorgfältig



Dekorationsprobe auf der Bühne.



Ausschneiden der Prospekte und Kulissen auf dem Fußboden des Theaterateliers.

auf alle Andeutungen hin die Scene durchforschen, die etwa diesem bestimmten Turnierplatz einen eigenen Charakter verleihen, und auf die Vorgänge hin, die etwa bestimmte Einrichtungen, Zugänge an bestimmten Stellen oder dergleichen erfordern. Diese Regiestudien sind meist recht mühsam und zeitraubend.

Auch die Wichtigkeit der Scene für das ganze Stück kann eine Rolle spielen. Würde z. B. dieses Gottesgericht zum Austrag kommen und etwa die fernere Entwicklung der Dinge bestimmen, so würde man vielleicht den Thron des Königs in die Mitte setzen, sodaß sich der Kampf auf der vollen Breite der Bühne abspielt. Das ist, wie man weiß, nicht der Fall, der Kampf findet garnicht statt, und von den Kämpfern hat nur Bolingbroke, der spätere König Heinrich, Interesse, während sein Gegner verschwindet. So empfindet es sich mehr, den Sitz des Königs seitlich anzuordnen, sodaß dann die wichtige Person Bolingbrokes auch äußerlich im Vordergrund steht. Dadurch wird ja das Bild auch noch malerischer und lebhafter.

Uebrigens geht man jetzt nicht mehr wie früher von der Bühne aus, wobei nie ganz der Eindruck des Arrangierten vermieden werden kann. Man entwirft vielmehr den Grundriß des ganzen Platzes, wie er in der Wirklichkeit sich darstellen würde, und

schneidet dann den Teil heraus, den man zeigen will. Dadurch wird der Zuschauer gewissermaßen in das Bild hereingezogen.

Hat sich der Regisseur so eine ungefähre Vorstellung gebildet, so beginnen die Konferenzen mit dem Maschinenmeister, der inzwischen auf eigene Faust auch schon die Sache studiert hat. Der Regisseur kann sich im Reich der Gedanken leicht bewegen, der Maschinenmeister, der die Ideen in das Reich der Dinge zu übertragen hat, hat geringeren Spielraum. Das Ungefähre gilt für ihn nicht, sondern nur das sehr Bestimmte. Die noch so schöne phantastische Vorstellung muß, um verwirklicht zu werden, zunächst in einem trockenen Grundriß dargestellt werden, der sozusagen ihr Skelett enthält, das, was sein muß. Also: hier steht der Thron, so und so gehen die Schranken, da ist ein Baum.

Der Grundriß wandert zum Maler, der nun eine Skizze des gesamten Bildes entwirft. Aber wenn er noch so genau weiß, was gefordert ist, er wird's selten zum erstenmal treffen und muß meist drei- oder viermal ändern, bevor die Skizze gebilligt wird.

Nun entsteht die Aufgabe, auf Grund des Entwurfs, der ja alles auf derselben Fläche vereint, das Bild auf dem gegebenen Grundriß der Bühne aufzustellen. So muß z. B. das Zelt, das da einfach perspektivisch hingezogen ist, auf der Bühne in voller Körperlichkeit dastehen. Es kann aber nicht ganz willkürlich gestellt werden, ebensowenig wie ein Baum oder eine Kuffe. Die Bretter des Bühnenbodens bilden nämlich keine feste Fläche, wie es von ferne scheint. Gassen gehen an bestimmten Stellen mehr oder weniger tief hinein, einige auch ganz durch, in denen allein Kuffen und Verfassstücke bewegt werden können. Es gibt Vertiefungen, auf denen einzelne Stücke stehen müssen, wenn sie bei den Verwandlungen leicht und schnell auf die Bühne gebracht werden sollen.

An diese Einrichtungen, die gegeben sind, muß sich der Maler beim Aufbau streng, bis auf den Centimeter streng halten. Zu diesem Zweck hat er ein kleines Modell der Bühne, auf dem er zunächst im kleinen die Dekoration aufbaut. Hier kann er in Ruhe versuchen, wie sich am besten sein Bild in einzelne Gründe auflösen läßt, wo er das Zelt, wo er den Baum hinstellen muß, damit im Auge des Beschauers das gewollte einheitliche Bild entsteht.

Ist auch dieses Modell genehmigt, so geht es an die Ausführung in großem Maßstabe. Das Atelier des Theatermalers muß ein riesiger Raum sein, da alle Prospekte und Kuffen auf den Boden gelegt werden müssen. Sonst müßte es so hoch sein wie das Bühnenhaus, und das ist unmöglich; man könnte auch die Fläche so nicht übersehen. Die Uebertragung der Zeichnung auf die Leinwand erfolgt mechanisch mit Hilfe eines quadratischen Netzes, wie wir es zur Herstellung geographischer Karten gebrauchen. Von einer Durchführung, wie wir sie etwa bei einem Bilde verlangen, ist natürlich nicht die Rede. Eher könnte man die Art der Arbeit mit der Panoramamalerei vergleichen. Es muß alles ungemein breit und derb gegeben werden, wenn es auf die weite Entfernung hin wirken soll.

Dieser Technik entspricht das Gerät: die Palette ist eine Art von Wagen, die Farbenschälchen sind große Töpfe und Eimer, die „Feinheiten“ giebt der Maler, der auf dem Bilde steht, mit einem Pinsel, der etwa die Größe des üblichen Möbelpinsels hat, die „Luft“ mit mächtigen Besen. Diese ganze Art der Arbeit sieht ungemein merkwürdig aus. Besonders, wenn fünf oder sechs Leute Luft malen. Eine besondere Gabe ist die Möglichkeit, sich von dem Gesamteffekt während der Arbeit Rechenschaft zu geben. Aber auch da kann nur das geübte Auge ein Urteil gewinnen, für den Laien sieht das Bild, das auf der Bühne nachher so zart und düftig wirkt, grell und roh aus. Was ein feiner rosiger Schimmer werden soll, ist hier ein blutroter Fleck.

Ist so z. B. ein großer Baum fertig gemalt, so geht es ans Ausschneiden, um eben zwischen den Blättern den Himmel durchschimmern zu lassen. Männer und Frauen, mit großen, scharfen Messern bewaffnet, rutschen auf den Knien umher und vollbringen dieses Geschäft. Um die freien Teile zusammenzuhalten und vor dem Abreißen zu bewahren, werden sie auf ein Netz ausgehängt.

Ist alles fertig, so findet die Dekorationsprobe statt. Da zeigt sich denn immer, daß die Perspektive der Bühne doch alles anders erscheinen läßt als die selbst des genauen Modells. Der Baum kommt eine Gasse weiter zurück, das Zelt des Königs muß schräger gestellt werden, der Prospekt muß näher herangezogen werden. Aber diese Änderungen sind schnell und leicht gemacht.

Auch hier wie in dem Atelier bieten sich curiose Bilder. Und manchem, der einer solchen Probe beigezogen, wäre vielleicht die Illusion auf immer geraubt. Wenn er z. B. sieht, wie ein Arbeiter den Eckurm der Feste, der so ungeheuer majestätisch und drohend aussteht, wie einen Bettstirn zusammenklappt, oder wie der norrige, festgewurzelte Eichbaum plötzlich nach oben hin verschwindet, oder wie das Meer auf dem Prospekt in der Luft schwebt, damit etwas darunter hin von der Bühne gebracht werden kann.

Auch bei der Stückprobe werden unter Umständen noch Änderungen und Verschiebungen nötig. Hier klappt eine Lücke, weil man an der Stelle auf Menschen gerechnet hatte, und man muß etwas hinzufügen. Dort muß etwas kaschiert werden, weil da Menschen zu stehen kommen, auf die man nicht gerechnet hatte.

Besonders viel trägt zur Illusion die Beleuchtung bei. Unten, oben und an den Seiten der Bühne ziehen sich Reihen elektrischer Glühlampen hin, deren Birnen abwechselnd weiß, grün und rot sind. So kann man beliebige Mischungen des Tons erzielen und jede Nuance der Stimmung in raffinierter Weise herstellen. Die ganze Beleuchtung wird von einer Stelle aus dirigiert. Ein paar Bülge an dem Centralapparat genügen, jedes Licht herzustellen. Die Mischungen werden erprobt und nach den Stichworten auf Grund genauer Notizen hervorgebracht. Ebenso werden die Dekorationen aufgebaut: jeder Arbeiter weiß auf den Centimeter genau, bis wohin er seine Kuffe zu schieben, sein Verfassstück zu tragen hat. Nur so ist es möglich, daß die schnellen Verwandlungen so wunderbar klappen.

So entsteht eine Dekoration. Manche Stücke brauchen ein Duzend. Man sieht daraus, welche Summe von Arbeit dazu gehört, nur den äußern Rahmen für die Ausführung eines Stückes herzustellen.

Wegmüde.

Stimmungsbild von Hermann Dupont.

Nachdruck verboten.

Durch die norddeutsche Ebene brauste der Nachmittagszug. Vom stahlblauen Himmel brannte die Sonne versengend hernieder auf die weite, hier jedes landschaftlichen Reizes entbehrende Erde. Endlose Nadelholzwaldungen, schwärzliche Torfmoore, weite Sandflächen, wogende Kornfelder — auf Meilen hinaus in eintönigem Wechsel dasselbe Bild.

Ein schrilles, langgedehntes Pfeifen der Lokomotive, ein sich mehr und mehr verlangsamendes Tempo des Zuges, das Knirschen und Kreischen der Bremsen, das Rufen der Schaffner: „Finkenfelde! Eine Minute Aufenthalt!“ Der Zug hielt vor dem kleinen, in Fachwerk aufgeführten Stationsgebäude, dessen Uhr einige Minuten über die fünfte Stunde aufwies.

Niemand entstieg dem Zug. Da, in der letzten Sekunde — der Zugführer hatte schon das Trillerpfeifen an die gespitzten Rippen gesetzt und der beruhte Lokomotivführer die Hand an den Dampfpausheber gelegt — öffnete sich schnell die Thür eines Wagens zweiter Klasse und fiel gleich darauf krachend wieder ins Schloß — das Signal des Zugführers, der Pfiff der Lokomotive — die Räder drehten sich um die Achsen — schneller und schneller — nach wenigen Sekunden zeigten nur noch graue, in der Ferne verblühende Dampf- wolken den Lauf, den der Zug genommen.

Der Stationsvorsteher begab sich gemächlich wieder in seine Dienstwohnung, nachdem er noch einen flüchtigen Blick im Vorbeigehen auf den Mann geworfen, der kurz zuvor dem Zuge entstiegen war und der nun breitbeinig auf dem Bahnsteig stand und mit einem großgemusterten, leichten Taschentuche das Schweißkleber seines breitrandigen Strohhutes und das glühende Gesicht trocknete. Er bot in seinem Aeußern so mancherlei des Seltsamen oder doch zum mindesten in diesem Landstriche Auffälligen dar, sodaß man es dem flüchtigen, sommerprossigen Kellner, der, eine nicht eben durch blendende Weiße sich auszeichnende Serviette unter dem Arm, in der Eingangstür der Bahnhofrestauration sich rekelt, nicht verdenden konnte, wenn er ihn mit unverhohlener Verwunderung betrachtete. Schon allein der Umstand, daß er in Finkenfelde abgestiegen war, wäre Anlaß genug dazu gewesen. Die Spezies „Fremde“ vertraten für Finkenfelde im Laufe des Jahres nur einige Handlungsreisende. Und wie ein solcher sah dieser Fremde ganz entschieden nicht aus. „Schorsch“ erinnerte sich nicht, in seinem jungen Leben schon irgendwo solche weiße, schlotternde Beinbekleidung und dito Foppe, solch kupferbraunes, durchfurchtes und dichtbeartetes Gesicht gesehen zu haben.

Und nun kam der Fremde, den Hut und das Taschentuch in den Händen, gradwegs auf ihn zu, und „Schorsch“ hatte die dunkle Empfindung, als müßte er seine respektvollste, sonst nur für den Herrn Bürgermeister, den Amtsrichter und den Superintendenten reservierte Haltung annehmen.

Gleich darauf schlug in dröhnendem Bass der Befehl an sein Ohr: „Bringen Sie mir ein Glas Bier!“ Aber er überhörte ihn, denn er hatte zu seiner namenlosen Verwunderung im rechten Ohrzäpfel des Fremden einen kleinen, silbernen Reif bemerkt. Und das brachte ihn ganz um seine Fassung. Ein Mann, der Ohringe trug!

„Na, junger Mensch, sind Sie stumm oder taub, oder beides zugleich? Ein Glas Bier, sag' ich!“

Damit ließ er sich an einem der grün- und weißgestrichenen, derben Holzstühle nieder, die vor dem Gebäude aufgestellt waren, während „Schorsch“ eifertig hinter der Thür verschwand, um gleich darauf mit dem Gewünschten zurückzukehren. Der Fremde leerte das Glas Bier mit einem Zuge und lehnte sich erst, als das zweite vor ihm stand, behaglicher in den Stuhl zurück, seine Augen umherschweifend lassend. Vor ihm, dicht an den Geleisen, die wie Silber im grellen Sonnenschein funkelten, sich entlang ziehend eine offenbar noch junge Nadelwaldung; auf dem zweiten Geleise einige mit Baumstämmen beladene Lowries, dazwischen ein Hausen ausangierter, angefallter Bahnschwellen. Hinter ihm das Stationsgebäude, bis zur doppelten Mannshöhe mit wildem Spalierweiden umrankt. Rechter Hand, aus einer leichten Senkung, schimmerten die braunroten Ziegeldächer der ersten Häuser des Städtchens herauf.

Nachdem der Fremde auch den zweiten Schoppen geleert, bezahlte er und erhob sich zum Gehen. Schon war er einige Schritte in der Richtung nach dem Städtchen gegangen, als er noch einmal stehen blieb und über die Schulter hinweg dem in selbigem Entzünden über die gependete halbe Mark Trinkgeld schwellenden Schorsch zurief: „He — mein Sohn — wann kommt der nächste Zug von Berlin hier an?“

„Der nächste Zug? Von Berlin? Um acht Uhr dreißig!“

Danach legte der Fragesteller seinen Weg fort, an dem Stationsgebäude vorbei, die Obstbaumallee entlang, die fast unmerklich abwärts, in einer Ausdehnung von etwa zehn Minuten Wegs, direkt auf das Städtchen zuführte.

Der Fremde schritt mit auf dem Rücken gekreuzten Händen langsam dahin, wie in tiefe Gedanken versunken. Durch das Blattgezeig der Bäume flimmerten die Sonnenstrahlen und warfen frause Lichter auf den staubigen Weg. Eine brütende, traumhafte, nur hin und wieder von einem matten Vogelschrei unterbrochene Sonntagssille war ringsum ausgebreitet.

Jetzt machte die Chaussee eine kleine Biegung, und nun hörte sie ganz auf. Gemüsegärten und verstaubte Wiesen, Kartoffelland und verwitterte Scheunen und dann eine primitive Holzbrücke über ein schmales, matschfließendes Wasser, in dem sich das von beiden Uferwänden tief herabhängende Erlen- und Weidenbüsch zitternd widerspiegelte.

Und hier blieb der Fremde stehen und holte tief Atem. Mit beiden Armen lehnte er sich auf das Brückengeländer und sah nachdenklich auf das trübe Wasser hinunter. Und sah im Geiste vor langen, langen Jahren einen Knaben da unten unter den Weiden und Erlen liegen, der sein Vorkenschen auf dem Mühlenteiche trieb, der sich ihm in seiner Phantasie zum Weltmeere erweiterte, der hier von fernem, fernem Ländern träumte, wo das Gold auf der Straße lag, wie hierzulande die Kieselsteine. Dieser Knabe war er...

Er schritt weiter, über die Brücke, in die vor ihm liegende, in seltsamen Krümmungen sich hinschlängelnde Straße hinein, die einzige des Städtchens überhaupt, wenn man von einigen Sackgäßchen ablah.

Nun bemerkte er auch, daß Finkenfelde ein festliches Ge- wand angelegt hatte. Guirlanden von Eichenlaub, das aller-

dings in der Sonnenglut seine frische, grüne Farbe vollständig verloren und dafür eine wellgraue Tönung angenommen hatte, waren quer über die Straße gespannt; Fahnen und Fähnchen hingen, von keinem Luftzug bewegt, schlaff an ihren Stangen von den Dachfirsten und aus den Fenstern herab. Und dort, wo die Straße sich verbreiterte, erhob sich ein seltsames, rundbogenartiges, mit Laubwerk und Fahnen dekoriertes Gestell, in dessen Mitte in schwarzen Lettern auf weißem Grunde ein „Hoch die tapfern Schützen!“ prangte. Das Ganze sollte wohl für eine Ehrenpforte gelten.

Und so still wie vor der Stadt war es auch in ihr. Noch war der Wanderer keinem Menschen — wenigstens keinem erwachsenen — begegnet. Nur ein paar Kinder, Knabe und Mädchen, die auf einer Steintreppe hockten, hatten bei seinem Anblick die himmelblauen Augen weit aufgerissen und starrten ihm dann, den Zeigefinger im Munde, unverwandt nach. Und dort, auf der Holzbank vor einem gelbgefrachten Hause mit grünen Fensterladen, saß im zerklüfteten Schlafrock, eine schwarzseidene Schirmmütze auf dem dünnhaarigen Kopf, ein alter Mann und hielt eine lange Pfeife im zahnlosen Munde, der er mit einiger Anstrengung schwache, graue Rauchwölkchen entlockte.

Der Fremde schien erst, ohne von ihm Notiz zu nehmen, an ihm vorübergehen zu wollen, dann aber machte er eine Schwenkung und trat auf ihn zu.

„Na, Vater Hammer, heute nicht auf dem Schützenplatz?“

Der alte Mann nahm mit zittriger Hand langsam die Pfeife aus dem Munde, hob das gerunzelte, welke Gesicht zu dem vor ihm Stehenden etwas auf und blinzelte ihn mit trüben Augen an. „Ja, wer ist denn das? Er konnte sich doch nicht besinnen.“

Und dann glitt ein schemenhaftes Lächeln über sein Gesicht. „Ich muß das Haus verwahren — die andern sind alle fort — alle — die alten Beine wollen nicht mehr recht — im vorigen Jahr — da — da habe ich noch getanzt — aber jetzt... aber wer sind denn Sie?“

„Ein alter Bekannter, Vater Hammer. Grüßen Sie mir den Heinrich. Guten Abend!“

Er klopfte ihm leicht auf die gebückte Schulter und ging mit leitem Lachen weiter, während der alte Mann fortwährend an der Mütze rüttelte. Wer mochte denn das nur gewesen sein, der ihn und seinen Heinrich kannte, und den je gesehen zu haben, er sich doch absofort nicht besinnen konnte? Aber die Pfeife, die mittlerweile erloschen war und deren Wiederinbrandsetzung jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, erlaubte ihm nicht, weiter über den „alten Bekannten“ nachzudenken.

Der hatte unterdes seinen Weg fortgesetzt, bald hier, bald da an einem Hause hinaufsehend, leise vor sich himmelmelnd und mit den Händen gestikulierend, sodaß er durch dieses Gebahren allein schon die Aufmerksamkeit der Finkenfelder auf sich gezogen haben würde, wenn sie ihn so hätten sehen können.

Jetzt war er am Ende der Straße; noch einige ärmliche Gütten und Vorwerksecken und das freie Land breitete sich wieder vor ihm aus, am Horizont umsäumt von dunklen Heidehügeln, überblaut vom wolkenlosen Himmel, durchglüht von der Nachmittagssonne. Da, wo der Weg nach rechts einen Knick machte, erhoben sich in ziemlicher Entfernung lustige, bewimpelte Zelte; riesige Staubwolken ballten sich vor hier aus gegen die Sonne auf, und ein dumpfer, viellauter Lärm: Lachen und Rufen und Kreischen und Kindergejauchze, untermischt mit den Tönen schmetternder Blechmusik und durch-einanderpielender Drehorgeln, sowie dem hellen Rollen der Gewehrkrüffe, tönte zu dem Fremden hinüber. Zur Linken aber, von einer kleinen Bodenanschwellung herab, winkten aus dichtem Grün die Kreuze und Denksteine des Kirchhofs.

Und dahin lenkte der Mann seine Schritte.

Nach einigen Minuten stand er vor dem in die Kalksteinmauer eingefügten hölzernen Gatter. Er drückte auf die vom Rost zerfressene eiserne Klinke und schritt dann langsam den Mittelweg herauf. Die hohen Trauerweiden und schlanken Silberpappeln milberten hier etwas die Hitze. Der Flieder war schon abgeblüht und verdorret; aber die Rosen standen noch in voller Pracht und dufteten berauschend; sie gaben dem kleinen Friedhof mit seinen schlichten Grabreihen ein fast farbenfreudiges Aussehen. Surrende Käfer und leuchtende Schmetterlinge schwirren wie trunken im flimmernden Aether umher, und mitunter fuhr ein leichtes, heißes Lüftchen durch das Baumgezeig, daß es flüsternd und nickend zusammen-rauschte.

Zur Rechten und Linken des Weges im Wechsel eingefunkene, halberfallene und noch gut erhaltene Grabhügel mit Holz- und Steinkreuzen und Porzellantafeln. Generationen von Finkenfeldern schliefen hier den ewigen Schlaf: Männer, Frauen und Kinder. Auch seine, des Wanderers, Eltern hielten hier Raft von ihrer Erdenwanderung. Nutzlos übrigens, ihre Gräber zu suchen, die kein Stein und kein Kreuz kennzeichnete und die gewiß schon längst verfallen waren. War er doch damals, als er am frischen Grabe der Mutter stand — den Vater hatte er kaum gekannt — bettelarm gewesen, ein junger Bursch, der bald darauf sein Bündel schnürte und in die weite Welt hinauswanderte.

In die weite Welt! Nach der stand ihm ja schon immer der Sinn in den Knabenjahren. Seine Phantasie gaukelte ihm ferne, fremde Länder vor, wo die heiße Sonne seltsame Menschen und Pflanzen und Tiere reifte. Finkenfelde war ihm zu enge und seine Menschen zu müßtern.

Und er sah die fernem, fremden Länder. Die Tropensonne brannte seine Haut zu kupfernem Braun; er trieb sich unter den wechselndsten Verhältnissen in allen Breiten umher, bis er endlich in Brasilien festen Fuß faßte. Auf seinen Irrfahrten hatte er sich auch das dumme, deutsche Gewissen abgewöhnt und ward verschlagen und rücksichtslos wie die Landeskinde. Er hatte Glück mit seinen Unternehmungen, und über den Don Frederico Bernardo hatte er selbst nach und nach den einstigen Friedrich Bernhardt, Sohn des armeligen Flickschusters und Nachwächters August Bernhardt aus Finkenfelde, vergessen. Die Ländereien seiner Hacienda umfaßten schließlich einen größeren Flächeninhalt, als der ganze Kreis Finkenfelde aufwies.

Bis er so weit war, waren freilich viele Jahre verfloßen. Er war in seinem Denken, in seinen Sitten und Gewohnheiten völlig ein Sohn des Landes geworden, das er sich zur zweiten Heimat erwählt hatte.

Aber dann kam plötzlich eine Zeit, wo es ihm vorkam, als dürre ihm die Sonne Brasiliens das Mark aus, als wäre die stolze Palme doch nur ein armseliger Baum gegen eine deutsche Tanne, wo ihm in der Erinnerung das Finkenfeld „Meißingisch“ Musik in den harten spanischen Kehlaute, wo ihn das Heimweh packte wie mit glühenden Fingern...

Und nun sitzt er auf einem unkrautüberwucherten, eingestunkenen Grabhügel an der Kirchhofsmauer und schaut von hier aus mit weitem, träumerischem Blick in das Land hinaus. In dieses farge Land, das nichts hergab, was ihm nicht in harter, unverdrossener Arbeit abgerungen worden war. Weit hin dehnten sich gegen den von dunklen Heidehügeln umfäumten Horizont die wogenden Kornfelder, die gelben Raps- und grünen Kartoffelfelder. Und weit darüber der blaue Himmel, an dem die Sonne schon hoch stand. So still war es um ihn; nur windverwehte Glockenklänge aus weiter Ferne und der gedämpfte Wärme vom Schilfenplage her. Weiter entfernt hatte sich erhoben und trug den Duft der Rosen zu ihm herüber. Und er träumte sich rückwärts in die Vergangenheit.

Wegmüde war er und wohnig die Nacht. Bei allem, was er erreicht, bei allem Reichtum, den er besaß, dünkte ihm, er wäre doch arm geblieben, so arm wie damals, als er auszog, das Glück zu suchen. Frauenliebe hatte ihm nimmer geblüht, und fröhliche Kinder hatten nicht seine Knie umspielt. Er beneidete fast die, die da drüben auf dem Schilfenplage sich harmloser Freude hingeben konnten, den jupperten Finkenfelder Handwerksmeister, der mit seiner Schilfenjuppe einen andern Menschen anzog. Wäre er hier geblieben, er würde vielleicht auch einmal Schilfenkönig geworden sein. Und er lächelte nicht einmal bei diesem Gedanken...

So sah er, den Kopf in die Hand gestützt, den breitrandigen Strohhut neben sich auf dem Boden. Lange, lange. Dann sah er auf. Drüben am Horizont tauchte der Glutball der Sonne unter, mit feurigen Strahlen die Wälder und Felder überflamend.

Die rote Blut verbläutete sich zu rosigen und violetten Tinten; der laue Wind kam stärker von den Feldern herüber, Abendfrieden senkte sich über die erschlafte, nun wieder auflebende Natur.

Und da erhob er sich und schritt langsam durch den herein-dämmenden Abend dem Auszuge des Kirchhofes zu. Er hatte noch eine gute halbe Stunde Zeit bis zur Ankunft des Berliner Schnellzuges.

Als juch die Lattentür der Kirchhofspforte freischend in den Angeln drehte, sah er noch einmal zurück und winkte mit der Hand gegen die kleine Gräberstadt: ein Gruß des Lebenden an die Toten, zugleich ein Scheidegruß für immer an die Heimat. Nun, er fühlte es, würde er leichter sterben da drüben...

Neue Romane und Novellen.

„Dienst!“ Ein Kasernenroman in drei Tagen. Von Rudolf Straß. 1 M. Berlin, F. Fontane u. Co. — Der Verfasser, durch seine trefflichen Schilderungen des Offiziers- und Sportlebens in weiten Kreisen wohlbekannt, gehört zu den hervorragenden der jüngeren realistischen Dichter Deutschlands. Er verfügt über eine glänzende Darstellungstechnik und über eine erstaunliche Energie und Tiefe im Erfassen der Charaktere. In dem vorliegenden, meisterhaft geschriebenen kleinen Roman, der in tendenziöser Weise das Schicksal des pflichttreuen, ernst veranlagten, aber armen Leutenants behandelt, bekundet der Verfasser alle Vorzüge seines großen und schönen Talentes. Der ergreifende Kasernenroman bietet ein wahrheitsgetreues und wertvolles Kulturbild unserer Zeit und darf zu den besten Werken der neueren Romanliteratur gezählt werden.

„Claudias Garten.“ Von Ernst von Wildenbruch. 1 M. Berlin, Freund u. Jedel. — Das elegant ausgestattete und mit einer klassischen Heliogravüre des Meisters Prof. Albert Keller geschmückte kleine Buch verdient die gleiche Anerkennung, wie „Das edle Blut“ und die herzerquickenden „Kindertiränen“. In der vorliegenden tiefempfundnen Erzählung, die im alten Rom zur Zeit Neros spielt, wird die siegreiche Auferstehung der Liebe aus Grausamkeit und Tyrannei in hinreißender Darstellung verkündet.

„Die Ulrichsquelle.“ Roman von Johanna Niemann. Dresden, Karl Reißner. — Das neueste Werk der Verfasserin zeichnet sich zwar wieder durch viele originelle Figuren und scharfe Charakterzeichnungen aus, enthält aber wohl etwas zu viel Symbolik, um das große Lesepublikum interessieren zu können. Der Roman handelt das Entstehen der Liebe im Herzen einer geistig und ethisch hervorragenden Frau, die in dem Dichter einer Novelle „Ulrich Bern“ ihr enträumtes Mannesideal gefunden zu haben glaubt. In der Charakterstärken, selbständig denken und handelnden Helbin hat die Verfasserin eine eigenartige, interessante und glaubhafte Frauennatur gezeichnet, die bei aller Energie und Selbstständigkeit doch echt weiblich geartet ist und, während sie längst die allein Gebende ist, noch der empfangende Teil zu sein meint.

„Der drei Veste.“ „Die Neuenhofer Klucke.“ „Maria Reander.“ Drei Erzählungen von O. Werbeck. Leipzig, Friedr. Wih. Grunow. — Drei nach Inhalt wie Form gleich meisterhafte Arbeiten, die das Interesse der Leser in hohem Grade fesseln werden. Besonders gilt das von der gedankentiefen letzten Erzählung, die eine ernste Frage behandelt und sich an erwachsene, reife Leser wendet. Die mittlere Geschichte ist eine schlichte und einfache, aber klar und anschaulich geschriebene Romanstizze, während die erste Erzählung, die auf einem Landgut spielt und uns eine Reihe lebenswahrer, prächtiger Figuren vorführt, eine ganz ungewöhnlich feine und scharfe Charakterisierungskunst verrät.

Sammlung Franck. Unter diesem Gesamttitel erscheint im Verlage der Franck'schen Buchhandlung in Stuttgart (W. Keller u. Co.) eine graziös und reich illustrierte Sammlung von Meisternwerken der Unterhaltungs-litteratur, die das Verlangen nach geistiger und kurzweiliger Lesestoff befriedigen soll. Bisher sind drei dieser eleganten kleinen Bücher (je 1,50 M.) in Format und in der Ausstattung der bekannten Pariser Bibliothéque Guillaume erschienen: „Wahre Liebe“ von Alfred de Musset, mit zierlichen Illustrationen von Myrbach, „Fünf Novellen“ von François Coppé, mit Illustrationen von H. Mühlradt, und „Auf der Reise und andre Geschichten“ von Guy de Maupassant, mit originellen Illustrationen von Fritz Bergen. Jedes dieser etwa zehn Bogen starken Bändchen ist auch einzeln zu beziehen.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

—h. Die Bildhauerin Miß Godwallaber Guild hatte vor Kurzem eine Sonderausstellung ihrer Werke bei Schulte in Berlin veranstaltet. In Frankfurt a. M. hat Miß Guild die Figur des Hermes für das neue Gebäude der Reichspostverwaltung geschaffen.

— Gewerbliche Fortbildungskurse für Mädchen und Frauen werden von dem „Hilfsverein für weibliche Angestellte“ auch im Sommerhalbjahr in der Friedrich Werderschen Oberrealschule zu Berlin (Niederwallstr. 12) veranstaltet. Der Unterricht erstreckt sich auf Modezeichnen von Damenkostümen, Mänteln, Wäsche und Weißwaren und in Schnittmusterzeichnen von Damenkostümen und Damenwäsche. Ganz besonderer Wert wird auf das Modezeichnen, d. h. das Zeichnen nach der Natur, gelegt, dessen Besuch daher sowohl selbständigen Schneiderinnen wie Direktorien und Zuschneiderinnen anzuempfehlen ist, zumal das niedrige Unterrichtshonorar auch Unbemittelten die Teilnahme an den Kursen gestattet. Die Kurse liegen von 8 bis 10 Uhr abends und umfassen je zwei bis vier Unterrichtsstunden in der Woche. Weitere Auskunft erteilt das Vereinsbureau (Berlin C., Seydelstr. 25).

— Frä. Grace Gishholm ist die erste Dame, die sich auf der Göttinger Universität die philosophische Doktorwürde erworben hat. Sie zeichnete sich schon, während in Cambridge und Oxford studierte, durch ihre ungewöhnliche Befähigung in der Mathematik aus.

—n. Der Bremerhavener Frauenverein schafft durch folgendes Abkommen seinen Schülern lohnenden Verdienst: Der Verein erwirbt in realen Geschäften taubstumm Material und übernimmt die Vermittlung der Arbeit an die Näherinnen der Gemeinde. Die Kaufleute, von denen das Material bezogen wird, übernehmen den Verkauf der fertigen Ware ohne Preisauflage. So wird es dem Verein möglich gemacht, die Näherinnen einen auskömmlichen Lohn zu zahlen. Da die Waren zum Selbstkostenpreise abgegeben werden, finden sie reichlich Absatz.

—h. Eine Musterzeichenschule für Mädchen ist neuerdings mit der höchsten Weisung in Sorau verbunden worden. Infolge der fortschreitenden Entwicklung der Textilindustrie hat sich das Musterzeichnen zu einem weitgehenden Erwerbszweig für Frauen herausgebildet. Der Kursus in der neuen Anstalt dauert drei Jahre und kostet jährlich Mark jährlich. Im letzten Halbjahr findet eine Preisaufgabe statt. Jede Schülerin hat sich vor dem Eintritt in die Zeichenschule einer Prüfung zu unterwerfen. Anfragen sind an den Direktor der Schule, Herrn Parjshofeld in Sorau, zu richten.

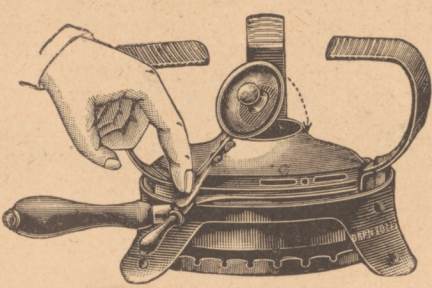
—n. Die englische Gesellschaft für häusliche Kunst und Gewerbesleiß besteht aus kunstgewerblichen Dilettantinnen, an deren Spitze die Prinzessin von Wales steht. Die Mitglieder müssen sich verpflichten, die Beschäftigung mit den Liebhaberkünsten nicht als Spielerei zu betreiben. Vor allen Dingen wird dem gedankenlosen und mechanischen Kopieren entgegengearbeitet. Auch das Preisbilden ist verboten. Die Damen konzentrieren ihre ganze Kraft auf das Entwerfen von Mustern für Konzepte, Kleinschmiedearbeit, Bronzemalerei und Flachschneiden. Ihre Muster überlassen sie einfachen Handwerkern und Schülern der Handfertigkeitsschulen. Allgemein wird der wohlthätige Einfluss und die wesentliche Förderung anerkannt, die hierdurch dem Kunsthandwerk in England von den gebildeten Frauen gewährt wird.

— Geshchließungen mit Amerikanerinnen. Gelegentlich der Vermählung des Herzogs von Marlborough mit der Amerikanerin Conuela Vanderbilt unternahm es eine New-Yorker Zeitung, ihren Lesern durch Aufstellung einer Liste der bekanntesten Amerikanerinnen und europäischen Grafen und Fürsten vollzogenen Geshchließungen klar zu machen, welche ungeheure Summen in den letzten 25 Jahren durch derartige Ehen außer Landes geschleppt wurden. Die Liste ergibt die Riesensumme von insgesamt 161 153 000 Dollars. Von deutschen Fürstlichkeiten, die Amerikanerinnen heimführten, werden die Prinzen Hatzfeldt und Friedrich von Schleswig-Holstein genannt, ferner die Grafen Linden, Frantenstein, Heussenstamm, Rappenheim, Bernstorff, Waldersee und Moltke-Hwitzfeldt, sowie die Barone v. Zedtwitz, Stillfried, Schroeder, Zedlitz, Wietinghoff, Schweinitz, Klen, Wilt, Rosen, Nothenburg, Seydlitz, Erlanger und Bülow, deren Gattinnen zusammen eine Wittgift von 21 500 000 Dollars erhielten.

— Totenschan. In England ist die Dichterin Lady Wilde, geb. Damals, gestorben; im Jahre 1848 erschien ihre Gedichtsammlung, die damals großes Aufsehen erregte. Die Verfasserin nahm an den irischen Wirren dieses stürmischen Jahres hervorragenden Anteil.

Wirtschaftsplaudereien.

Patentierter Spiritus-Schnellfieder mit Regulierborrichtung. Die Vorteile des neuen Kochapparates bestehen in außerordentlicher Heizwirkung bei gleichzeitigem geringem Brennstoffverbrauch, sowie in haltbarster Ausführung und Gefahrllosigkeit bei der Benutzung. Der drehbare Deckel des Apparates ist gefaltet, die ohne Docht brennende Spiritusflamme zu regulieren, ist sowohl als schnellkochende Heizlampe, wie auch zum Warmhalten zu verwenden. Bei Benutzung des Apparates sieht man den Spiritus einwand in den Weisingsbehälter, welcher aus einem Stück Metall gebrückt ist und daher niemals undicht werden kann, und thut alsdann den Deckel darauf. Hieran wird der Spiritus entzündet. Dieser wird vor der Verbrennung in Gas verwandelt, wodurch das Anrühren der Kochgeschirre ausgeschlossen ist. Die Flamme brennt infolge der Luftzuführung lebhaft und wirksam. Die Löschborrichtung ist ganz einfach und bequem. Sie besteht, wie die nachstehende Abbildung zeigt, aus einer beschwerten Klappe, die durch den Druck auf einen Hebel aufällt und weit zweckmäßiger und gefahrloser ist als die üblichen, meist unvollkommenen Auslöcher der bisherigen Kochlampen. Der ganze Apparat ist aus Schmiedeeisen und Metallblechen zusammengefasst, ohne gußeiserne Bestandteile, Schrauben oder eine Lötlage zu besitzen. Er ist daher sehr widerstandsfähig, leicht zu reinigen und kann nicht in Unordnung geraten. Der neue Schnellfieder ist für Gefäße beliebiger Größe geeignet und hat einen oberen Durchmesser von ca. 13 cm. Der geschmackvoll aussehende Apparat kostet aus schwarzem Schmiedeeisen 2 Mk., elegant vernickelt und poliert 2,75 Mk.



Durchmesser von ca. 13 cm. Der geschmackvoll aussehende Apparat kostet aus schwarzem Schmiedeeisen 2 Mk., elegant vernickelt und poliert 2,75 Mk. Bezugsquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.)

Visitenfellehen.

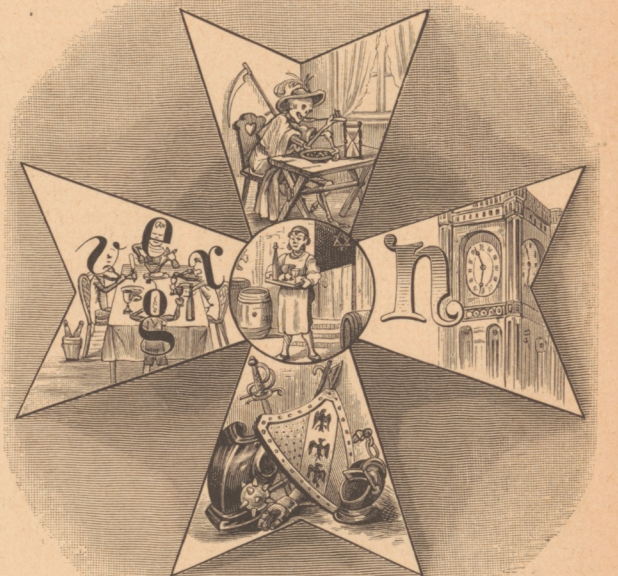
(Hierzu Titelbild S. 137.)

Die größte Eleganz entwickelt die Mode zur Zeit in den Visitenfellehen, wie dies die Abbildungen auf der Titelseite unsres Blattes zeigen. An Fig. 1 bestehen Rock und Aermel aus grün und gelbrot changierender, geblümter Ottomanseide; der Rock hat vorn und zu beiden Seiten Einsätze aus grün und gelbrot schillerndem Sammet, aus dem auch die vorn offene Taille gefertigt ist, deren Einfaß sich hinten leicht öffnen bildet. Die Taille hat einen Einfaß aus gelber, plissierter Seidengaze, über den die Vordertheile oben und unten durch Metallketten zusammengehalten werden, die an bronzen Seiten mit schönen, edigen Knöpfen aus durchbrochener Goldbronze enden. Die Taille ist mit einem glatten Stehtragen abgeschlossen und, wie ersichtlich, mit schöner Guipürespitze garniert. Die seitlichen Bauschärmel sind aus mehreren Teilen zusammengefasst und längs der Nähte mit Sammetpaspel versehen. — Ein runder Hut aus grünem Geflecht mit grünem Band und reichem, rotgelb und grün schattiertem Federzähm vollendet die elegante Toilette.

Sehr vornehm ist die Toilette aus heliotropfarbenem satin duchosso in Fig. 2. Dem glatten, in Längsfalten geordneten Rock liegt eine leicht Schneppe gearbeitete Taille aus, die sich vorn mit breiten Aufschlägen über einem Einfaß aus Spitze öffnet, der von einem reich mit Perlen und Pailletten besetzten Sammetstreifen begrenzt wird. Diese etwas dunkler als die Seide gefärbte Begrenzung setzt sich am untern Rande gürtelartig fort. Die Aufschläge der Taille sind reich mit Perlen und Pailletten besetzt, und das Kleid ist mit einem gleichartigen, geschweiften Stehtragen ausgestattet, den eine gekräuselte Spitze ziert, die hinten und vorn mit einer Schleife endet. Die oben bauschigen, unten eng anschließenden Aermel sind mit perlgefärbten Aufschlägen und krausen Spitzenvolants geziert. — Das kleine Toquehütchen ist reich mit Spitze, hellem, heliotropfarbenem Bande und rosa Rosen garniert.

Bezugsquelle der Modelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Rebus.



Rätsel.

Geistlicher war ich. In Strassburg im Elsaß stand meine Wiege, Menschenfreund oftmals genannt, Helfer in Sorge und Not. Nehmt meinem Wort einen Laut, so wechselt Geschlecht und Bedeutung. Was es bezeichnet, das ist waltend im Kloster zu sehn.

Ergänzungsaufgabe.

W r S . h . e . z . v . f . r . m . . . j . . k . n . d . r . t . ä . t . S . n . t . a . e . k . l . b . e . n . t . u . . . j . . r . W . r . h . ö . . . j . . s . G . e . d . i . s . G . . b . g . l . t . G . . t . f . c . . . r . u . f . t . f . r . i . m . . b . r . D . . n . w . . . n . a . c . h . e . b . l . . h . w . e . e . n . T . . . m . D . s . k . m . e . s . f . . w . r . j . . Z . . t . v . r . g . . g . U . w . n . d . l . b . r . a . l . b . . . s . b . . . W . r . v . e . b . t . d . r . d . n . e . z . J . h . r (f S)

Auflösung der Metamorphosen Seite 115.

Table with 2 columns and 5 rows: Wagner, Winter, Westen, Braaten, Brahm's

Auflösung des Wechselrätsels Seite 115.

Iliaz, Elias.

Auflösung der Wortkette Seite 115.

Belinde — Devise — Sevilla — Parisia — Samoa — Agua — Arie — Emil — Milton — Zonne — Rewa — Wage — Gera — Rabe.

Mit vorliegender Nummer

schließt das I. Quartal. Wir bitten unsere Postabonnenten, für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im März Sorge zu tragen, und machen darauf aufmerksam, daß die Post aufhört zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird. — Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von

2 1/2 Mark pro Quartal

(in Oesterreich-Ungarn nach Kurs.)

Administration des „Bazar“.



Miss Kingsley.

Sine Afrikaforscherin.

Nachdruck verboten.

Zum zweitenmale ist die mutige englische Afrikareisende Miss Kingsley vor kurzem aus dem Innern des dunklen Erdteils zurückgekehrt, wo sie besonders das Kulturleben der Negerstämme nordöstlich vom französischen Kongogebiet eingehend studiert und von wo sie wertvolle wissenschaftliche Sammlungen über die Fauna und die Flora des Hinterlandes von Kamerun mitgebracht hat.

Miss Kingsley, die bereits im Jahre 1893 eine ergebnisreiche Expedition nach Centralafrika unternahm, ist die Tochter des durch seine Berichte aus dem letzten deutsch-französischen Krieg bekannt gewordenen Korrespondenten und Herausgebers der „Daily Review“ Henry Kingsley und eine Nichte des berühmten englischen Schriftstellers und Weltreisenden Professor Charles Kingsley. Von Jugend auf hat sie sich abgehärtet, ihren Körper gestählt und sich an das Bestehen von Gefahren gewöhnt; sie ist außerordentlich ausdauernd und kräftig, zäh und geschmeidig und gegen Fieber und andre klimatische Uebelstände ganz besonders widerstandsfähig.

Während ihre erste Expedition nur von kurzer Dauer war, da die Reisende damals durch die Kugel eines feindlich gesinnten Negers am Fuße verwundet wurde, hat die zweite Expedition nahezu ein Jahr in Anspruch genommen, und volle fünf Monate brachte Miss Kingsley, abgeschnitten von aller Kultur, in unbekanntem Gegenden und unter ganz uncivilisierten Völkern zu.

Sie erkundete zunächst das Gebiet des Kalabarflusses, wo sie für ihre Sammlungen in der Familie des „King“ von Kalabar bereitwillige Unterstützung fand, besuchte dann das Gabunland, die Heimat der Gorillas, fuhr von da mittelst eines kleinen französischen Dampfers nach Ndjole am Ogowe-Fluß, benannte dort ein kleines Boot mit sieben Eingeborenen und begab sich mit ihrer kleinen Schar nach einer Driftschaft Rangwe am Nemboufluß, um von hier unter mannigfaltigen Gefahren durch ganz unbekanntes Landstriche, wie das Gebiet eines kleinen Kanibalstammes, das verwildert in den Wäldern lebt, und das Land des Kannibalstammes von Fangwe, nach dem Kamerungebirge sich durchzuschlagen, dessen höchste — 13 700 Fuß hohe — Spitze von ihr erklettert wurde.

Die Eingeborenen, die sonst davor zurückscheuen, die hohen Bergspitzen zu besteigen, folgten ihr bereitwillig und erklärten, auch in Zukunft ihrer Führerschaft blindlings zu folgen, da sie stets so verständig und umsichtig für sie geforgt habe. In der That brachte sie sämtliche Leute ihrer kleinen Expedition durch alle Fahrnisse wohlbehalten und glücklich hindurch.

Miss Kingsley hat den Londoner Museen allerlei kulturell interessante Sammlungen von ihrer letzten Reise mitgebracht, darunter eine überaus reichhaltige und wertvolle Kollektion der mittelafrikanischen Fischorten, ferner ein altes Götzenbild des Rabendastammes, verschiedene Gerätschaften, Gorillazähne u. s. w.

Den Ueberlieferungen ihrer Familie getreu wird auch sie die Erfahrungen, die sie auf ihren Expeditionen in Westafrika gemacht hat, schriftstellerisch verwerten und demnächst ein Reise-werk über Westafrika herausgeben.

In nicht allzu ferner Zeit gedenkt die kühne Reisende sich zu einem dritten Zuge nach Westafrika zu rüsten, um dort weitere Forschungen zu unternehmen und die Wissenschaft aufs neue zu bereichern.

G. D.

Einkäufe der Londonerin und der Petersburgerin.

Plauderei von Annie Bock.

Nachdruck verboten.

Noch eine vierte Nation — vielmehr deren weibliche Repräsentantin möchte ich auf ihrer „shopping-excursion“ begleiten: die Londonerin.

Sie ist ganz anders geartet als die lebhaft Parisierin, als die bedachte Berlinerin, als die begeisterungsfähige New-Yorkerin. Aus Freude am bloßen Kaufen und Schauen besucht sie die Läden nicht — sie betritt sie nur dann, wenn sie wirklich etwas braucht. Dann aber wählt und prüft sie langsam und mit weißer Vorsicht, bis sie gerade das herausgefunden hat, was sie sucht.

Nirgends ist das „shopping“ aber in einer besondern Hinsicht so angenehm wie gerade in London. Ob man bekannt in einem Laden ist, oder fremd, gleichviel! Niemals erfolgt gleichzeitig mit Zusendung der gekauften Ware auch die Rechnung. Bei fremden, neuen Kunden erfolgt sie acht, vierzehn Tage, auch vier Wochen später, bei ständigen Kunden trifft sie erst am Schluß des Jahres ein. Eine Engländerin bezahlt ihre Schneiderin, ihre Modistin, ihre Corsetiere, ihre Handschuhmacherin u. s. w. immer nur einmal im Jahr, und dann thut sie dies mittelst eines Checks; baren Geldes bedient sie sich überhaupt nur bei kleinern Ausgaben.

Wie unangenehm ist es nicht, irgend einen gekauften Gegenstand nach Hause geschickt zu bekommen, sich damit freuen zu wollen, zunächst aber sich mit dem langweiligen Hervorsuchen des Geldes, dem Bezahlen der Rechnung aufhalten zu müssen! Und wenn es damit noch abgethan wäre! Aber kann denn der wartende Bote jemals Geld herausgeben? Nein — mir ist ein solcher noch niemals begegnet. Gleichviel, ob man ihm hundert, fünfzig oder zwanzig Mark giebt — nie ist er in stande, darauf herauszugeben. Nun muß man erst das Mädchen oder den Diener zum Wechseln fortgeschicken, inzwischen wartet der Bote. Wie ist das alles so ungemüthlich! Die halbe Freude an dem Gekauften ist schon verraucht, bis man nur dahin kommt, es in Ruhe betrachten zu können.

Wie gesagt — die Londonerin kennt das nicht. Sie bezahlt ihre sämtlichen Rechnungen einmal im Jahre — und ist fertig.

Früh geht die Londonerin nie aus, um Einkäufe zu machen. Die, die nicht lange schlafen, sondern früh aufstehen, benutzen die Morgenstunden, um auszureiten, zu fahren oder spazieren zu gehen. Aber in Läden geht man erst viel später. Man trifft daher auch in den vornehmeren Geschäftstraßen, wie: Old- und New Bond street, Brook street, Regent street, Piccadilly u. s. w. die Leute um zehn Uhr vormittags meistens noch beim Reinigen ihres Ladens an.

Gewöhnlich läßt die Londonerin erst nach dem luncheon ihren Wagen vorkahren. Sie ist dann in eleganter Straßentoilette, macht ihre Einkäufe in etwa zwei bis drei Stunden ab, fährt dann noch eine Stunde im Park spazieren und ist um fünf Uhr zum Thee wieder zu Hause, sofern sie nicht die Zeit nach ihrem „shopping“ noch mit Besuchemachen ausgefüllt hat.

Die erfahrene Londonerin macht ihre Einkäufe, wie gesagt, sehr schnell ab. Zunächst hat sie gar nicht die Auswahl zwischen sehr vielen Läden. Braucht sie Stoff zu einem Kleide, so geht sie zu Russell u. Allen, Old Bond street, oder zu Redmayne, New Bond street, sofern sie es nicht vorzieht, die ganze Sache ihrer Schneiderin zu überlassen. Es giebt wohl noch einige andre Geschäfte, die beiden obengenannten sind jedoch die vornehmsten, kommen also auch allein in Frage. Braucht sie Hüte, so geht sie zur „Elise“, oder zur „Luise“, oder zur „Maret“, oder zur „Pauline“, und sie findet bei der von ihr bevorzugten Putzmacherin auch stets das, was sie sucht, oder sie läßt es sich anfertigen — aber mit dem Herumlaufen von Laden zu Laden, auf der Suche nach immer Neuem und Originellerem, wie die Parisierin und die New-Yorkerin — damit giebt sie sich nicht ab.

Für Straßenkleider (walking dresses), Jacken und Mäntel hat die gutstuierte Londonerin ihren Schneider. Mit diesen Dingen wird eine weibliche Schneiderin nicht betraut. Am langwierigsten und von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Kleidanproben bei den „großen“ Schneiderinnen. Die Stunde, zu der die Anprobe fertig ist, wird der Kundin schriftlich mitgeteilt. Da muß sie aber auch pünktlich erscheinen — sonst kann sie nachher tagelang warten, bis sich wieder eine passende Zeit

für sie findet. Ja, sie fährt sogar etwas früher hin, als bestimmt war, denn es ist in den kostbar ausgestatteten Wartezimmern der Schneiderin stets sehr amüsan. Wie viele Bekannte trifft man nicht dort an! Welch ein famozer Aufenthalt zum Medisiren, Kritisiren, Motieren u. s. w. ist nicht dieser Salon!

Zur luncheon-Zeit werden hier von Dienern Platten mit belegten Brötchen, Sherry, Limonade u. dergl. herungereicht, zur Theestunde wird Thee und Kaffee, Butterbrötchen, Kuchen und Biskuits präsentiert. Es wartet sich da schon ganz angenehm.

Wenn die Dame mit ihrer Schneiderin und Putzmacherin fertig ist, fährt sie zu Atkinson oder zu Lubin, denn Parfümerien, Schönheitsmittel, Puder und sonstige kosmetische Gegenstände werden von der Londonerin sehr viel gekauft. Dann hat sie stets bei Streeter in New Bond street zu thun. Streeter ist einer der bekanntesten und beliebtesten Juweliere Londons, und die wahre Weltkammer in London hat fast ebenso häufig bei ihrem Juwelier zu thun wie bei ihrer Modistin.

Bald kauft sie ein neues Stück, bald werden Juwelen anders gefaßt, weil die Mode sich verändert, bald braucht sie einen Kopfschmuck aus edlen Steinen, bald müssen Diamanten auf ein Halsband aus Sammet gesetzt werden — kurz, der Besuch beim Juwelier ist fast unerläßlich. Ist sie nun schon



Die Königsfamilie in Kalabar (Westafrika).

einmal unterwegs, so stattet sie auch gleichzeitig der von ihr bevorzugten Musikalienhandlung einen Besuch ab.

Das neueste Lied, das Frau so und so, die berühmte Sängerin — Herr so und so, der berühmte Tenor oder Bariton, da und da im Konzert vorgetragen hat, muß selbstverständlich in ihrem Besitz sein, ebenso wie die neueste Klavier- oder Geigenpiece. Die Musikalienhandlung gehört absolut mit zu ihrer shopping-excursion.

Ich finde aber, und man wird mir darin Recht geben, weiter nicht viel zu sagen über die Londonerin. Sie ist hierin wie in allem, was sie thut, gründlich, ordentlich und systematisch. Aber sie ist garnicht kapriziös, garnicht excentrisch, garnicht enthusiastisch! Nur vornehm und nüchtern.

Amüsanter ist schon die Petersburgerin, die in ihren kostbaren Sammet- und Pelzhüllen mit raschen, lebhaften Bewegungen einen Laden betritt, weil sie in dessen Schaufenster irgend einen Phantasiegegenstand gesehen hat, der ihr gefällt. Zwischen ihr und dem ihr höflich entgegentretenden Verkäufer entspinnt sich nun folgender Dialog:

„Bitte zeigen Sie mir —“
„Sofort.“ Er holt es, stellt es vor sie hin.

Sie betrachtet es prüfend von allen Seiten. „Sehr hübsch! Der Preis?“

„Hundert Rubel.“

„Ah! Das ist ja aber viel zu teuer! Dreißig würde ich wohl geben wollen.“

„Unmöglich. Bedenken gnädige Frau doch nur — die schöne Arbeit — herrliche Ausführung —“

Sie zuckt die Achseln, thut, als wolle sie gehen. Der Verkäufer hält sich dicht an ihrer Seite.

„Gnädige Frau — fünf- undsiebzig Rubel.“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, nein, der Preis ist zu hoch.“



Miss Kingsleys Kanoe auf dem Ogowe-Fluß (Westafrika).

Tailen mit Passenteriegarnitur, sowie neue Knöpfe.

(Hierzu Fig. 1-8.)

Passenterien jeder Art bilden noch immer einen beliebten, kleidsamen Schmuck und verleihen oft ganz einfachen Kostümen ein elegantes Aussehen.

Fig. 1 zeigt ein Kleid aus dunklem Wollstoff, dessen Rock oben in Faltengruppen gezogen ist. Der glatten, kurzen Schneppentaille, die durch weite Keulenärmel vervollständigt wird, liegt ein großer Kragen von schwarzer Seidenpassenterie auf, der hinten eine kurze, mit Grelotfranse begrenzte Spitze bildet. An beiden Seiten schließt der Kragen Vordüren von gleicher Passenterie ein, die über die Achseln gefaltet sind und, mit Grelotfranse verziert, vorn und hinten in gleicher Weise lose herabhängen. Der Stehkragen aus Sammet ist vorn mit heller, gefalteter Seidengaze überdeckt und am oberen Rande mit einer gleichen Rüsche, vorn mit einer Spitzengleise geziert.

Fig. 2 zeigt ein einfaches Kleid aus dunklem Seidenstoff, dessen hinten glatte Taille vorn mit einem kleinen, spitzem Ausschnitt gearbeitet und unten an beiden Seiten leicht gefaltet ist. Sehr elegant und hübsch wirkt hier die Garnitur aus kleineren und größeren schwarzen Perlen, sowie geschliffenen, groben Zettsteinen, die vorn den Schluß der Taille deckt und, sich nach unten zuspitzend, auf dem gleichfalls spitz geschnittenen Gürtel, der die Taille begrenzt, endet. Hinten gestaltet sich die Garnitur zu einem aus großen Blattfiguren zusammengesetzten edigen Kragenteil, dem sich ein sehr kleidsamer hoher Medizistragen anschließt. Weite, an der Naht eingereichte Keulenärmel sind der Taille eingefügt.

Das für junge Damen geeignete hübsche Kostüm (Fig. 3) besteht aus einem Niederrock von hellem Wollstoff, sowie einer seidenen Bluse in abgesetzter Farbe. Der Rock liegt eine gelbliche Passenteriegarnitur aus Schnur und feinen Picotbörtchen auf, die hinten einen gerundeten Kragenteil und auf den Ärmeln je einen aus vier Figuren bestehenden Achselteil bildet. Vorn legt sich die Garnitur als schmalere Bordüre jäckchenartig auf die Taille und endet an der Seitennaht. Die Bluse ist mit einem faltigen Stehkragen, den hinten eine Schleife ziert, begrenzt und mit engen Ärmeln, die an der Naht eingereicht sind und oben kurze Puffen bilden, verbunden.

Aus hellgrauem Seidenstoff besteht das elegante Kostüm (Fig. 4), das auf der mit halblangen Bauschärmeln verbundenen Taille mit einer reichen Perlgarnitur ausgestattet ist. Letztere setzt sich aus schmalen Bordüren von schwarzem Tüll zusammen, die mit schwarzen Perlen und Zettsteinchen benäht und durch gleiche, feine Perlschnüre miteinander verbunden sind. Hinten bildet die Garnitur eine etwas oberhalb des Taillenabchlusses endende Spitze, vorn einen laßartigen Teil, dem sich unten ein gleicher Halbgürtel anschließt; oben umrandet sie vorn und hinten in gleicher Weise einen faltigen Einfaß aus Seidengaze, den ein gleicher, hinten mit einer Schleife verzierter Stehkragen begrenzt.

In den Fig. 5 bis 8 bringen wir einige Tafeln mit modernen Knöpfen zur Anschauung, von denen das Geringste in mehreren Größen vorhanden ist. Aus verschiedenfarbiger Emaille mit schmaler Goldverzierungen sind die Knöpfe auf Fig. 5 gearbeitet, welche außerdem kleine, blinkende Stahlperlen aufweisen. Die Knöpfe in viereckiger Form auf Fig. 6 bestehen aus kleinen, runden, sowie größeren, viereckigen, geschliffenen Zettsteinen. Originell sind die wellig gebogenen Metallknöpfe auf Fig. 7 mit durchbrochener Kleeblattform und Emailleverzierung. Fig. 8 zeigt sehr hübsche durchbrochene Knöpfe aus heller Goldbronze mit bunten Emailleblümchen, sowie dreieckige Knöpfe aus kleinen, geschliffenen Zettblättchen, die in der Mitte je einen großen Zettstein einschließen.

Bezugquelle für Passenteriegarnituren und Knöpfe: Leipzig, A. Dehler, Grimmaische Straße 4.



Fig. 1-8.



Fig. 9.



Fig. 10.

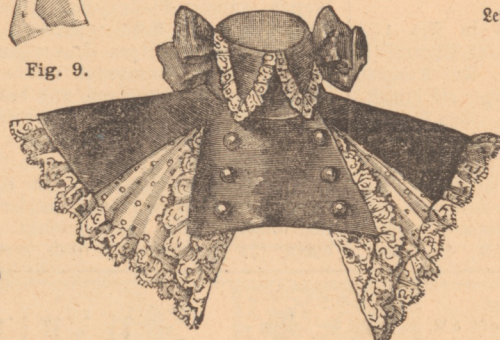


Fig. 11.

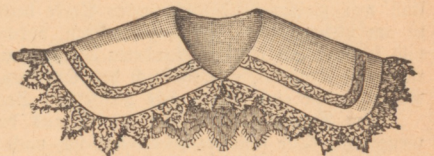


Fig. 12.



Fig. 14.

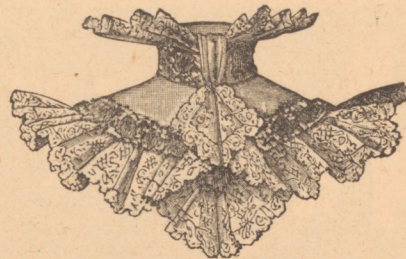


Fig. 13.



Fig. 15.

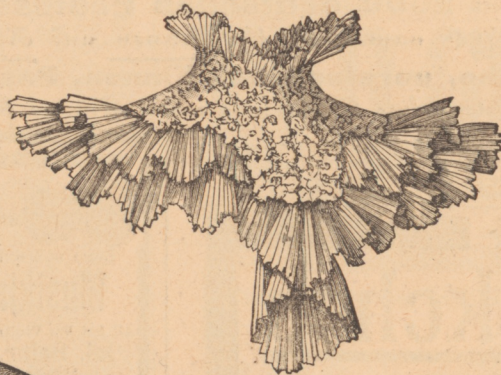


Fig. 16.

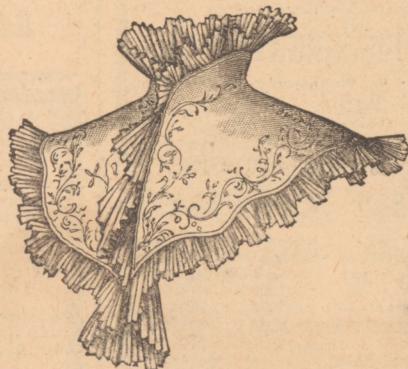


Fig. 17.

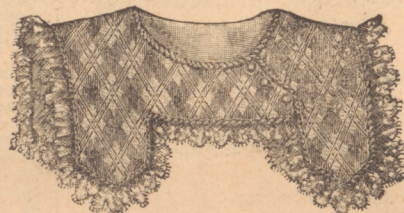


Fig. 18.



Fig. 19.

Fig. 1-19. Neue Kragen und Ärmel.

„Wieviel würden gnädige Frau denn geben wollen?“ Sie schreitet langsam der Ladenthür zu. „Ich sagte es ja: dreißig — höchstens vierzig Rubel.“ Der Verkäufer zuckt voller Verzweiflung die Achseln. „Nein — das — wirklich — beim besten Willen, wir können es nicht.“

„Thut mir leid. Adieu!“ Sie ist draußen auf der Straße. Sie schiebt sich eben an ihren Wagen zu besteigen. Da springt sie sich über — der Verkäufer stürzt heraus. „Gut — vierzig Rubel. Wohin dürfen wir es Ihnen senden?“

Sie nennt ihre Adresse — und als die Pferde anziehen und der Wagen in Bewegung setzt, sieht sie sich mit überaus befriedigtem Lächeln in die weichen Kissen zurück. Sie hat einen guten Einkauf gemacht.

Das aber passiert nicht nur bei Phantasieartikeln — es geht ganz ebenso zu beim Einkauf von Kleidungsstücken.

Sie geht zu Antonow auf dem Newsky. Sie braucht ein sortie de bal. Sie findet eins, das ihr gefällt. Es ist sehr hübsch. Sie will es haben. Es kostet sechzig Rubel. Sechzig? Mit der größten Ungeniertheit von der Welt bietet sie dafür fünfzig. Nach einer längeren Unterhandlung erhält sie es für fünfundsiebzig. Ein Kleid soll dreihundert Rubel kosten. Sie ersticht es für die Hälfte. Ein Sonnenschirm fünfundsiebzig — für fünfzehn bringt sie ihn triumphierend nach Hause.

Bei Alexander am Newsky macht die Petersburgerin selbstverständlich Halt. Er hat die besten ausländischen Phantasieartikel. Namentlich englische Sachen, Lederwaren u. dergl.; sie bietet, handelt, feilscht, wie man in Venedig auf dem Rialto feilscht, und eben dieses Feilschen macht ihr Freude, gewährt ihr eine tiefinnerliche Befriedigung. Im großen und ganzen ist aber das „shopping“ bei den Petersburgerinnen bei weitem nicht so verbreitet wie bei den andern Großstädterinnen. Es giebt nicht viel Schönes in Petersburg, und dieses Wenige ist rasend teuer. Deshalb besorgen die Petersburgerinnen ihre Einkäufe auch lieber im Auslande, wenn sie auf Reisen gehen. Und man darf sich daher nicht wundern, wenn sie auch im Auslande zu feilen, handeln und feilschen verjüngen. Sie sind eben nicht anders gewöhnt.

Jedes Land hat seine Gewohnheiten, jedes Völkchen seine Sitten. Und ich bleibe bei der Behauptung, die ich aufgestellt: das „shopping“ der Damen — aus gleicher Lebenssphäre — in den verschiedenen Großstädten der Welt ist in seiner Verschiedenartigkeit außerordentlich bezeichnend für ihren Charakter, ihr Naturell und ihre Temperamente. Aus seiner Haut heraus kann eben niemand. Was man thut und wie man es thut, sei es auch die unbedeutendste Handlung von der Welt, sie entspringt stets der tiefinnersten Natur des Menschen.

Allerlei fürs Haus.

Lack für Kupferfische und Zeichnungen. Will man wertvolle Stiche oder Zeichnungen vor der Einwirkung des Staubes und der Lichtstrahlen schützen...

Am Gegenstände durch Auflegen von Blattgold zu vergolden, giebt es verschiedene Methoden. Im Handel befindet sich ein sogenanntes „Vergoldmehl“...

Welle Radieschen frischt man leicht und schnell wieder auf, wenn man sie in Wasser legt, dem eine wenigstei doppeltkohlenstoffsaures Natron zugefügt ist.

Gallensteinflecke aus der Wäsche zu entfernen. Es kommt oft vor, daß nach dem Gebrauch von Gallensteinfarben oder von Leuchtstoffen zum Wegbeizen von Wärgen Flecke in der Wäsche zurückbleiben...

Pfaffenbräun mit beweglicher Adressenhefte werden von Gaetano Vaccani in Halle a. S. angefertigt. Die praktischen neuen Klappschubladen versehen Deckel geschloffen...



hin und her, so hat man nie die Mühe, eine neue Adresse zu schreiben, sondern kehrt das Adressblatt nur um. Neuester praktisch, einfach und sicher ist auch der Verschluss der neuen Klappen. Beim Öffnen entfernt man den Bindfaden aus den oben an den Seitenwänden befindlichen Ringen...

Praktische Blumentisch-Einrichtung.

Will man seinen Blumentisch mit geringer Mühe und wenigen Zimmerkosten dauernd, auch in kalter Jahreszeit, als herrlichen Zimmereingang erhalten, so muß man zuerst sorgsam in der Auswahl der Pflanzen sein.

Wir besitzen viele harte Blütenpflanzen, müssen aber doch sorgfältig wahren. Ob man Primel, Cinerarie, Azalee, Rhododendron, Fuchsia oder Pelargonium nimmt — es kommt die Zeit, wo diese Pflanzen unschönlich werden und einer dringenden Veränderung ihres Standortes bedürfen...

Um die Pflege zu erleichtern, das Wachstum zu begünstigen, raten wir, bei der Besetzung des Blumentisches deshalb folgendermaßen vorzugehen.

Die Tradescantie ist die Pflanze, welche den wesentlichsten Anteil an der Schönheit des Blumentisches haben muß. Wesentlich ist nicht in der Höhe, sondern bringt überall, wo Platz ist, die jungen Stecklinge der Tradescantie in die Erde des Blecheinsages.

Die Erde in dem Blecheinsage senkt sich mit der Zeit. Wird sie nach dem Verlaufe eines Jahres aufgefüllt, so kann ein Blumentisch zwei bis drei Jahre in prächtigem Blüthenstande dastehen, ohne weitere Pflege als zeitweiliges Gießen nötig zu machen.

Briefkasten.

Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnement-Nummer für das laufende Quartal enthalten.

G. v. S., Kaufhaus. Sie thun gut, sich an den Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England (London W., 16 Wyndham Place, Bryanston Square) beifällig Vermittlung der geachteten Dame zu wenden.

G. K. in Bremen. Einen herrlichen Lodenfuhl, der die schädlichen Folgen des übermäßigen Siedens bei unbeschäftigten Berufstätigen und Bureaubeamtinnen verhindern soll, können Sie von Joh. W. W. in Rheid (Rheinland) beziehen.

M. 21. in Schleswig. Zum erwerbsmäßigen Erlernen des Photographierens gehört ein scharfes Auge im Sinne des mathematischen Zeichners. Dann auch ein künstlerischer Blick für günstige Aufnahmen u. s. w.

M. 300. Schriftföherinnen müssen eine Lehrzeit von drei Jahren durchmachen, bevor sie das 20. Lebensjahr erreicht haben. Die Ausbildung kann in der Seherinnen-Schule des Lehrvereins, Berlin SW., Königgräberstraße 90, erlangt werden.

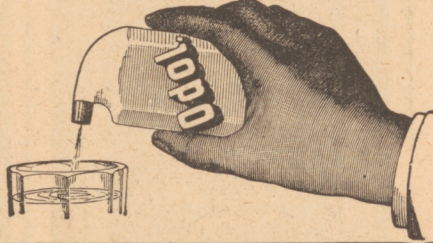
Kraut Prof. W. in W. Des allgemeinen Interesses wegen wollen wir den Leser bitten, nach welchem Sie fragen, hier bildlich wiedergeben. Wie dies aus der links stehenden kleinen Abbildung ersichtlich wird...



Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Dr. Th. Pulcker, Professor der Medizin an der Universität Rüttich, schreibt:

Auf Grund eigener wiederholter Untersuchungen muß ich sagen, daß das Odol ein ausgezeichnetes Antiseptikum für die Mundhöhle darstellt, und daß es sich ganz besonders zur täglichen Pflege der Zähne und des Mundes eignet.



M. F. Thompson, Zahnarzt in Antwerpen, schreibt in seinen Untersuchungen und Erfahrungen über die antiseptischen Eigenschaften des Odols: Diese Resultate sind außerordentlich günstig.

In Russland Rbl. 1.50, Schweiz Frs. 2.50, Belgien Frs. 2.25, Holland fl. 1.— in den Apotheken, Parfümerie- und Drogeriegeschäften.

Advertisement for Seidenstoffe (Silk fabrics) with text: direct an Privats — ohne Zwischenhandel — in allen Bezugsarten...

Advertisement for jewelry and watches by F. Todt, featuring various items like Hemdknopf, Brosche, Ring, and Collier with prices.

Plissiren und Gauffiren, sowie Fächerfalten-Plissé bis 1 Meter breit, von Tülles, Spitzen, Seidenstoffen etc., für Confection und Hutputz...

Advertisement for F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen (Toilet soaps) with text: sind die besten zur Erhaltung einer zarten Weissen Haut.

Advertisement for PALMITIN-SEIFE (Palmitin soap) with text: neutral - gut - billig!

Advertisement for VELOUTINE FAY Toiletpuder (Toilet powder) with text: Das beste u. berühmteste Toiletpuder...

Advertisement for DER GUTETON (The Good Toner) with text: in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie...

Advertisement for CREME SIMON (Crema Simon) with text: Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt...

Advertisement for Seidenstoffe (Silk fabrics) with text: jeder Art, Sammet, Plüsch u. Belvets liefern direkt an Privats...

Advertisement for THEE MESSMER (Tea Messmer) with text: Vorzögl. Theemischungen à Mk. 2.80 u. 3.50 p. Pfd. in höchsten Kreisen eingeföhrt...

Lohse's La Violette-Muguet

Taschentuch-Parfüm - Seife - Puder - Toilette-Wasser - Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. **GUSTAV LOHSE** Berlin, Jägerstr. 45/46. Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Bepton
der Compagnie Liebig
ist wegen seiner außerordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.
Hergestellt nach Prof. Dr. Kemmerich's Methode unter steter Kontrolle der Herren Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

FRAY-BENTOS OCHSENZUNGEN
IN BLECHDOSEN
VORZÜGLICHE QUALITÄT

Emser Pastillen
aus den Salzen der Königs Wilhelms Felsenquellen
BAD EMS
Die Administration der Felsenquellen
ADMINISTRATION
Husten
Heiserkeit
Verschleimung
Catarrh.

Jede Schachtel der aus den Salzen der Königs Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emser Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emser Pastillen mit Plombe!“

Sommersprossen
verschwinden vollkommen in 7 Tagen mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3.50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: Theodor Lechky, dipl. Apoth. in Prag, Brenntegasse 18.

Damen u. Herren
bietet sich lohnender Nebenverdienst durch den Verkauf nach Mustern unserer reinwollenen **Damen-Kleider- und Herren-Anzug-Stoffe.**
Otto Becher & Co., Gera (Neuß),
Kleiderstoff-Fabrikation.

Hochfeine Damentuche
zum eleganten Promenaden- und Gesellschafts-
kleid versendet auch an Private, Muster frei
Otto Honymus in Sagan 7.

Tiroler Damen-Loden
beste Qualitäten
In ca. 100 verschiedenen Farben empfiehlt
Fritz Schulze,
Königlich bayerischer Hoflieferant,
München, Maximilianstr. 37.
Muster gratis und franco.

W. SPINDLER
Berlin C. und
Spindlersfeld bei Coepenick
Färberei
und **Reinigung**
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für
Tüll- und Mull-Gardinen,
echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für
Gobelins, Smyrna-, Velours-
und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei
für Federn und Handschuhe.

Färberei und Chemische Waschanstalt.

Unschädlich absol. sicher ist
ENTHAARUNG
Antikrmin.
nur durch Original-Dose geg. M. 2.20 in Marken bei Dr. Perl & Co., Berlin, Scharnhorststr. 8.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

Ferratin
die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
in Originalflacons à 25 Gramm
Ferratin-Chocolade-Pastillen.
in Originalcartons à 30 Stück
Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Drogerien.
D.R.P. No. 72168.

Für Modistinnen.
Einzelerwerb zu Engros-Preisen.
Preislisten gratis u. franco.
Spezialgeschäft für Artikel zur Schneiderei.
Flittertüll, Perlsattel, Besätze.

Tailenfutter, zweifeltig, Röper Mtr. 42 à 56 à
Tüllenfutter, zweifeltig, Satin Mtr. 24 à 38 à
Gage-La, Mtr. 16 à Jaconet Mtr. 38 à
Alpaca-Stoffe schwarz Mtr. 45 à
Patentstoff abgepaßt 4 Mtr. für Mtr. 50 à
Kopfhaargänge 120 cm breit Mtr. 2.50 à
Schweißblätter, Tricotin, ept Gummi Dg. 1.25.
Echter Sammet pa. Mtr. 2.25, Patent Mtr. 1.25.
S. Mecklenburg, Berlin O. 27.
83. Blumenstr. vis-à-vis b. Ballnertheaterstr.

Franz Christoph's Holzboden-Glanzack
in gelbbraun, mahagoni, nussbaum-eichen und grauer Farbe
Sofort trocknend geruchlos
von jedem mann leicht anwendbar
Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand.
Postkolln, ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer à 9 M. 50 Pf. franco ganz Deutschland. Farbmuster und jede weitere Auskunft bereitwillig durch die Fabrik.
Franz Christoph, Berlin NW., Mittelstr. 11.

Nur echt mit Marke „Pfeilring“.
LANOLIN
Toilette-Cream
LANOLIN
In den Apotheken und Drogerien.
In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.
als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.
Unübertroffen

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Maschinenbaukunde und Elektrotechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

BOHME NACHF. H. GÖTZE
Berlin C. August-Str. 50
Anfang April
October
Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt.

28. Auflage! Preisgekrönt!
Bilz' Naturheilverfahren.
Bestes Krankenbuch zur Selbstbehandlung!
1600 S. 350 Abbildungen.
1/2 Million Exemplare schon verkauft!
Preis 9 Mark.
D. Bilz' Verlag, Leipzig u. a. Buchh.
Bilz'sche Naturheilanstalt Dresden-Radebeul.
Beste Erfolge bei allen Krankheiten. Herrliche Lage! Moderne Bades- und Zimmereinrichtung. Mäßige Preise. Arzt im Hause. Prospekt frei.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt Riva am Gardasee.
Neueste Nährsalz-Diätetik und Anwendungsform der Massage.
Prospekte hierüber gratis. Wochenpreis von 50 M. aufwärts. Vorausbestellung nötig.

Verlangen Sie
gratis und portofrei Kataloge und Proben der hervorragendsten **Frühjahrs-Neuheiten** in reinwollenen Damen-Kleiderstoffen,
von der einfachsten bis zur hoch-elegantesten Art, in tausendfacher Musterauswahl. 100-130 cm breit das Meter Mk. — 90, 1.—, 1.20, 1.35, 1.60, 1.75, 2.—, 2.25, 2.40, 2.50, 2.75, 3.25, 3.50, 3.75 bis 7.50.
(Bei Probenbestellung Angabe der Art und des Preises erbeten.)
Größtes Versand-Haus für Kleiderstoffe
J. Lewin, Halle-Saale.
Gegründet 1859.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare à 5, 6, 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis!
Sophatstoff-Reste
einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco.
Teppich-fabrik **Emil Lefèvre** BERLIN S. Oranienstr. 158.

Damen!
die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lohnenden Nebenverdienst durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. i. w. nach Mustern an Private.
Paul Louis Jahn,
Fabrik u. Versandgeschäft, Greiz 18.

Für Hausfrauen!
Annahme alter Wollfäden aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch
R. Eichmann, Ballenstedt a. H.
Leistungsfähigste Firma!
Muster umgehend frei.

G. E. Höfgen
Dresden-N., Königsbrückerstr. 56
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrräder, Netzbetten u. s. w.

Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise v. 12-120 Mk.
Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders f. kleinere Kinder. Preise v. 12-60 Mk.
Illustriertes Preisbuch frei.
Engros-Detail.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b.
staatl. befähigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt für direkte Aufschneidekunst ohne Hilfsmittel und Anfertigung. Prospekt gratis.

Sie sparen
fast die Hälfte, wenn Sie Ihre Handschuhe, Strümpfe und Socken von **Paul E. Droop, Chemnitz 3.**
Glas- u. Stoffhandschuhe u. Strümpf-Fabrik, beziehen. Versand auch direct an Private. Illustr. Katalog gratis u. franco zu Diensten.

Gegen Einsendung von Mk. 30 versendet incl. Fass 50 Liter selbstgebautes weisses
Rheinwein.
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden.

Zum Osterfest:
Baumkuchen
in anerkannt tabellarischer Qualität verfertigt täglich franco mit Verpackung für 5 M. und größer
Paul Lange, Conditior, Hofliefer. Sr. Kgl. Hoh. b. Prinzgen. Friedr. August, Herzog v. Sachsen.
Bischofswerda i. Sachsen.

Feinste Sect-Marken:
Extra fein (Champagner Cuvée)
Kaiser-Blume
Blaue Marke
von **Gebrüder Hoehl**
in Geisenheim.
Kgl. Bayer. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten
Schaumwein-Kellerei.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.